



**Sophie,  
Königin der Niederlande.**

Im Jahre 1815 wurde durch den Wiener Congreß in dem reichgelegneten Mündungslande des Rheins durch Vereinigung des südlichen Belgiens mit den nördlichen holländischen Provinzen das Königreich der Niederlande gegründet. Ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Natur, der Sprache, der Religion und der Interessen beider Völker war diese Vereinigung hergestellt worden, und bei den gleich in den ersten Jahren hervortretenden Parteiuntreiben eine glückliche Entwicklung des neuen Staates eigentlich nicht zu erwarten. Die Zeit bis zum Jahre 1830 ist ausgefüllt durch fortwährende heftige Kämpfe der Parteien, die ein Emporblühen des Staates ganz unmöglich machten.

Mit dem Ausbruch der Pariser Julirevolution erhob sich auch Belgien zum Aufstand, um seine Selbstständigkeit zu erringen und einen besonderen Staat zu bilden. Nach blutigen Kämpfen wurde am 26. Juni 1831 die Gründung eines Königreichs Belgien von den europäischen Staaten beschlossen, und Leopold von Sachsen-Coburg zum König der Belgier erwählt. Seitdem bestehen das Königreich Belgien und das Königreich der Niederlande friedlich nebeneinander, beide haben sich seitdem einer dauern- den Ruhe erfreut.

Besonders unter der segensreichen Regierung des gegenwärtigen Königs der Niederlande, Wilhelm des Dritten, haben Handel und Industrie einen neuen Aufschwung genommen, und der Wohlstand des Landes wird gewiß von keinem anderen übertroffen. Daneben finden auch Künste und Wissenschaften die ihnen gebührende Würdigung, und zwar wird eine besondere Pflege denselben von der Königin Sophie zugewendet.

Sophie Friederike Mathilde, Königin der Niederlande, wurde am 17. Juni 1818 zu Stuttgart geboren. Sie ist die Tochter des am 24. Juni dieses Jahres verstorbenen Königs Wilhelm des Ersten von Württemberg und dessen erster Gemahlin Katharina Paulowna, Tochter des verstorbenen Kaisers Paul von Rußland. Der gegenwärtige König Karl der Erste von Württemberg ist der Stiefbruder der Königin Sophie. Am 18. Juni 1839 vermählte sie sich mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien, welcher am 17. März 1849 seinem Vater König Wilhelm dem Zweiten in der Regierung folgte. Ihre Ehe ist mit zwei Söhnen gesegnet, dem Kronprinzen Wilhelm Nicolais Alexander Friedrich Karl Heinrich, Prinzen von Oranien, geb. den 4. September 1840, und dem Prinzen Wilhelm Alexander Karl Heinrich Friedrich, geb. den 25. August 1851. Der zweitgeborene Prinz, Moritz, ist dem hohen Alterpaare schon im jugendlichen Alter durch den Tod entrissen worden.

Daß die Königin Sophie eifrig bemüht ist, geistige und sittliche Bildung in ihrem Lande zu fördern und zu verbreiten, davon legen die in den meisten Städten des Königreichs bestehenden höheren und niederen Unterrichtsanstalten Zeugniß ab, welche den Namen der königlichen Frau führen, durch deren huldvolle und aufopfernde Fürsorge sie gegründet wurden und theilweise sogar ganz erhalten werden. In den Wintermonaten residirt die Königin im Haag, während des Frühlings und Sommers dagegen verweilt sie auf dem reizend gelegenen Lustschlosse Huisten-Boich, wo sie sich in stiller Zurückgezogenheit ganz dem Genuße der herrlichen Natur hingibt.

**Auf falschen Wegen.**

Erzählung

von

J. J. Smith.

(Fortsetzung.)

**Siebenunddreißigstes Kapitel.**

Wir haben Belmont, Lady Ashleigh's Wohnsitz, noch nicht vollständig beschrieben. Es war aller Wahrscheinlichkeit nach ein ehemaliges Kloster. Ein massiver Thorweg bildete den Eingang zu dem Grundstücke; der linke Flügel des Hauses, früher wahrscheinlich die Wohnung des Priors, stieß an den Thorweg, auf der anderen Seite lagen die Wirtschaftsgebäude, zum großen Theil verfallen, aber dennoch bewohnt von dem alten Gärtner. Der Agent des abwesenden Eigenthümers hatte, als er das Grundstück vermietete, zur Bedingung gemacht, daß der alte Mann ungeführt in diesem Theile des Hauses bleibe, es dabei der Mietherin überlassend, ob sie sich seiner Dienste bedienen wolle oder nicht. Lady Ashleigh, welche keine ihrer Diener aus Henston mitbringen wollte, ließ den Gärtner in seinen früheren Functionen, und hatte allen Grund, mit ihm zufrieden zu sein.



Sophie, Königin der Niederlande.

Der alte Mann hatte ein sehr ruhiges Wesen, erhob kaum die Augen, wenn Lady Ashleigh an ihm vorüberging und sprach nie, wenn er nicht angeredet ward. Dagegen schwatzte er, wenn er sich unbemerkt glaubte, sehr gern mit Alice und Jane, den Knaben gegenüber blieb er indes schen und verschlossen.

„Du mußt die vorderen Beete hübsch zurechtmachen, Barlet,“ sagte Alice eines Nachmittags zu dem Gärtner, „wir erwarten heute Abend meinen Bruder und Allan.“

„Und Karl,“ fügte Esther, welche die Schwestern auf ihren Spaziergängen stets begleitete, vorwurfsvoll hinzu. „Natürlich,“ erwiderte Jane gleichgiltig, „er kommt ja immer mit ihnen.“

Esther biß sich auf die Lippen, der nachlässige Ton, in welchem von ihrem Sohne gesprochen ward, verwundete sie tief. Schmerzlich fragte sie: „Haben auch Sie des armen Karl, ihres früheren Spielgefährten, vergessen?“

„Gewiß nicht, aber wir sind keine Kinder mehr; Alice ist vierzehn und ich bin nur ein Jahr jünger, es schickt sich nicht mehr, daß wir mit Knaben spielen und laufen, wie in Henston.“

„Sie spielen und laufen doch aber mit Sir Reginald und Allan?“

„Der eine ist unser Bruder, der andere unser Vetter, Karl ist jetzt bald ein junger Mann, ohne Zweifel sehr gut und lebenswürdig, aber doch immer kein Verwandter von uns.“

„Sir Reginald liebte ihn wie einen Bruder, bis ein Fremder kam und meinen armen Knaben um seine Freundschaft brachte.“

„Sie werden doch Allan, der sein Leben für meinen Bruder wagte, keinen Fremden nennen?“ rief Alice empört.

Die ganze Art und Weise, wie die Schwestern von ihrem Sohne sprachen, hatte etwas sehr Demüthigendes für die Witwe und war durchaus nicht geeignet, ihre Hoffnungen zu beleben. Der Unterhaltung wurde durch die Ankunft der drei Jünglinge ein Ende gemacht.

Die beiden Mädchen reichten Allan die Hand und verstanden sich aus Schöpfung für Esther's Eifersucht auch gegen Karl zu einer gleichen Freundlichkeit.

„Karl, geh schnell nach dem Hause und bestelle, daß wir etwas essen möchten,“ bat Sir Reginald, „der Weg hat mich hungrig gemacht.“

„Ich will gehen,“ erbot sich Esther schnell. Sie sah ein, daß sie nicht bei der ersten Begrüßung der Geschwister gegenwärtig bleiben könne und wollte sie doch nicht gern beobachtet lassen.

„Ich hat Ihren Sohn, die Bestellung anzurichten, Mrs. Morris,“ sagte der junge Baronet.

„Und ich gehe sogleich, lieber Reginald,“ rief Karl bereitwillig. „Meine Mutter dachte gewiß, ich wäre müde.“

Er eilte dem Hause zu, ein Lächeln auf den Lippen, bitteren Haß im Herzen. Esther hatte Recht, Sir Reginald's frühere Freundschaft für ihren Sohn war erkaltet, aber nicht Allan hatte dies verschuldet, sondern Karl selbst. Der junge Baronet hatte die Niedrigkeit seines Charakters kennen gelernt und sich verächtlich von ihm gewandt.

„Kommt, Mädchen,“ riefen die Jünglinge, „zeigt uns, was Ihr für Verschönerungen in Belmont bewirkt habt.“ Arm in Arm eilten die vier jugendlichen Gestalten davon.

„Ein schöner junger Herr,“ sagte der alte Gärtner ihnen nachsehend, „er hat ein sehr bestimmtes Wesen.“

„Er ist ein Knabe,“ entgegnete Esther verächtlich.

„Solche Knaben werden bedeutende Männer.“

Diese eigenthümliche Bemerkung in dem Munde eines alten ungebildeten Mannes setzte Esther in Er-

stammen und veranlaßte sie, schnell aufzublicken. Sie bemerkte dabei, wie die kalten, grauen Augen des Gärtners fest auf sie gerichtet waren.

„Sie scheinen sehr klug,“ sagte sie. „Wir sind Beide klug, Jeder auf seine Weise, und die ist freilich sehr verschieden,“ erwiderte Barlet.

Either sah ihn noch einmal an, das Gesicht des alten Mannes aber war undurchdringlich; den ihr augenblicklich aufgestiegenen Argwohn belächelnd, ging sie dem Hause zu. „Ein gefährliches Weib, möchte nicht in ihren Händen sein,“ dachte der alte Gärtner. „Ihr Herz ist wie ein eiserner Schrank, in dem alles Gefühl verschlossen ist; nun, sie ahnt nicht, daß auch ich meinen eisernen Schrank habe, der stärker ist, als der ihrige; doch still — ich darf mein Geheimniß selbst den Winden nicht anvertrauen.“

„Dieses Spionirsystem ist unerträglich,“ rief der Baronet, als er sich mit seinen Schwestern und Allan allein sah, „Either und Karl, Karl und Either, man hat keine Minute für sich! Wie gefällt es Euch denn eigentlich auf die Dauer in Belmont?“ fügte er hinzu, „es muß doch fürchtbar still hier sein.“

„Ich bin sehr gern hier,“ bemerkte Jane. „Nun, wenn Du gern hier bist, so brauche ich Alice nicht erst zu fragen, sie liebt die Stille.“

Lady Ashleigh's Töchter waren in der That sehr verschieden. Alice war schüchtern, schweigsam und sinnig, Jane dagegen besaß ihres Vaters Lebhaftigkeit und rücksichtslose Offenheit, sie sprach alles aus, was sie dachte.

Auf ihrem Wege nach dem Hause gingen die Geschwister über die Wiese, wo sie Barlet wieder antrafen, der in einer keineswegs freundlichen Weise mit einem fremden alten Manne sprach.

„Was gibt es hier?“ fragte Sir Reginald. „Ich bin aus Henslow,“ sagte der Fremde, indem er den Hut abziehend ein schneeweißes Haupt entblößte, „habe daselbst mein ganzes Leben lang gewohnt.“

„Und was trieb Euch jetzt von dort fort?“ „Das Unglück.“ Die Worte wurden mit einer unaussprechlichen Traurigkeit ausgesprochen.

„Wie heißt Ihr?“ „Simon Cobb.“ Die Geschwister hatten den Namen des alten Todtengräbers ganz vergessen. Simon hatte vergebens nach Walter Chester geforscht und sehnte sich nach Ruhe. Als ihm daher Alice und Jane Geld geben wollten, sagte er:

„Ich bitte Sie nicht um Almosen, meine jungen Damen, sondern um Arbeit, um ein Plätzchen, wo ich mein täglich Brod verdienen kann.“

„Da müßt Ihr anderwärts nachfragen, hier können wir Euch nicht brauchen,“ brummte Barlet.

„Darüber habt Ihr doch wol nicht zu entscheiden,“ rief der Baronet unwillig, „die Gärten sind groß genug, um zwei Gärtner zu beschäftigen. Kommt mit mir,“ fuhr er zu Simon gewendet fort, „ich werde mit Lady Ashleigh sprechen.“

„Gott segne Sie, Sir Reginald!“ rief Simon dankbar, „Sie sind das lebende Abbild Ihres edeln Vaters.“

Sir Reginald lächelte; er war stolz auf seinen Vater und freute sich, wenn man ihn Sir Harry ähnlich fand.

„Ich komme als Bittender, Mama, und hoffe, Du wirst mir mein Gesuch nicht abschlagen,“ mit diesen Worten trat Sir Reginald, gefolgt von seinem alten Schützlinge, in Lady Ashleigh's Zimmer.

Die Geschichte des armen Wanderers war bald erzählt, und seine Bitte fand ein williges Ohr; Lady Ashleigh hatte, obgleich ihre Mittel beschränkt waren, doch immer noch das offene, hilfsbereite Herz.

Der Abgang der drei Jünglinge nach der Universität stand bevor. Es war beschlossen worden, daß Sir Reginald und Allan eine andere Universität, als Karl, besuchen sollten. Either beklagte sich gegen Lady Ashleigh bitter über diese Einrichtung.

„Ich kann nichts dafür,“ entgegnete die Dame, „Mr. Dorillon hat es so gewünscht, er sieht, um ganz aufrichtig gegen Dich zu sein, die zu große Vertraulichkeit zwischen seinen Mündeln und Deinem Sohne nicht gern.“

„Und weshalb?“ fragte Either tief beleidigt. „Wahrscheinlich wegen der Verschiedenheit ihres Ranges.“

„Von Rang kann doch nur bei Sir Reginald die Rede sein, welches Ranges hätte sich denn aber Allan zu rühmen, er besitzt ja nicht einmal einen Namen. Mein Sohn hat schon jetzt diesen Vorzug vor ihm und wird, wenn er erst der Gatte Ihrer Tochter ist, stolz auf ihn herabbliden können.“

„Du vergißt,“ sagte die unglückliche Frau, „daß er dies nur werden kann durch die freie Wahl meiner Tochter. Sie darf dazu weder durch List, noch durch Gewalt gebracht werden, ich gebe nur meine Einwilligung, wenn sie mich darum bittet.“

„Und warum sollte Karl ihre Neigung nicht gewinnen?“ „Weil das Herz sich nicht bestimmen läßt. Meine Tochter wendet ihre Liebe vielleicht einem Andern zu.“

„Allan zum Beispiel, dem bevorzugten Vetter.“ „Nein — nein — nein!“ rief Lady Ashleigh ungeduldig, „ich habe meine Kinder genau beobachtet und niemals den Keim eines solchen Gefühls bemerkt. Es würde zu schrecklich sein, wenn es anders wäre.“

Either wußte, daß Lady Ashleigh eine große Wahrheitsliebe besaß. Sie glaubte ihr und verfolgte den Gegenstand nicht weiter, obgleich sie überzeugt war, daß hier noch ein Geheimniß verborgen sei.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Sidney Langly hatte mit Eifer und Hingebung an seinem Gemälde gearbeitet. Nicht um seines excentrischen Gönners willen, den niemals wiederzusehen er bereits alle Hoffnung aufgegeben hatte, sondern zu seiner eigenen Befriedigung vollendete er das Gemälde bis in seine kleinsten Details. Er schenkte sogar die Ausgabe nicht, für die bedeutendsten Figuren Modelle zu engagiren und sah sich, als er nach Verlauf von neun Monaten den letzten Pinselstrich daran that, eben so arm, als am Tage ehe er es begonnen.

„Es ist nicht möglich,“ rief Sidney, als er zuerst den Stand seiner Kasse merkte, „ich muß mich irren.“ Er suchte in seinem Koffer, zählte und rechnete und kam endlich zu der Ueberzeugung, daß er die ihm unerträglich erscheinene Summe von hundert Pfund wirklich vorausgab habe.

Sidney machte sich bittere Vorwürfe über seine Verschwendung; ein Blick auf sein Gemälde beruhigte ihn jedoch; er lächelte und begann mit müthiger Entschlossenheit wieder seine früheren Arbeiten in Wasserfarben.

Sie wurden so hübsch wie früher, wahrscheinlich noch viel hübscher; aber Sidney fand keinen Absatz dafür. Der Silberhändler, welcher sonst seine Zeichnungen so gern gekauft hatte, würdigte sie jetzt kaum eines Blickes. Es war ja kein Mr. Herbert da, der ihn empfohlen hätte, keine Lady Lutestring, die hohe Preise für seine Arbeiten zahlte; Langly war nicht mehr in der Mode, Andere hatten seine Stelle eingenommen.

Sidney Langly hatte sich bereits von seinen treuesten Freunden — den Büchern — getrennt, und nun begann ein Stück seiner Garderobe nach dem anderen zu verschwinden. Sein Bild war ihm jedoch noch geblieben; er konnte sich nicht entschließen es fortzugeben, und hatte einem Händler, der ihm fünf Pfund dafür geboten, erklärt, er wolle lieber sterben, als sich so erniedrigen.

Das Gebot brachte dem jungen Künstler doch einen Vortheil. Seine Wirthin hatte es erlauft und war dadurch zu dem Schlusse gekommen, daß sie, so lange das Bild im Atelier blieb, ihrem Miether noch auf ein paar Wochen Credit geben könne.

Langly ging in den Park und hielt daselbst sein frugales Mittagmahl, bestehend aus einem Zwieback, den er in der Tasche mitgebracht hatte. Wagen auf Wagen fuhr an ihm vorüber, er achtete nicht darauf, was gingen ihn die vornehmen Leute an.

Blöthlich war es ihm, als höre er seinen Namen rufen; er blickte auf und sah ein bekanntes Gesicht. Miß Currey lehnte sich aus dem Kutschenfenster, befahl zu halten und den Schlag zu öffnen. Der Diener gehorchte dem Befehl, die Dame stieg aus, gab ihm die Weisung, in einiger Entfernung mit dem Wagen auf sie zu warten und ging auf den jungen Mann zu.

Ein leichtes Roth überflog die bleichen Züge des jungen Mannes, indem er seine jetzige Lage mit der verglich, in welcher ihn die alte Dame früher gesehen hatte, er nahm sich jedoch schnell zusammen, stand auf und begrüßte sie.

„Es thut mir recht leid, Sie so blaß zu finden, Mr. Langly,“ rief Miß Currey, ihm die Hand entgegenstreckend, „sind Sie lange krank gewesen?“

„Ich war nicht krank, habe mich vielleicht nur etwas überarbeitet,“ entgegnete der junge Mann.

Miß Currey schüttelte das Haupt. „Die jungen Leute gehen so unvorsichtig mit ihrer Gesundheit um, Sie hätten an einem so kühlen Morgen, wie wir heute haben, nicht ohne Ueberrock ausgehen sollen.“

Der arme, halb verhungerte Maler, der seine ganze Garderobe auf dem Leibe trug, lächelte bitter.

„Ich bin aufrichtig erfreut, daß ich Sie getroffen habe,“ fuhr die alte Dame fort, „obgleich ich nicht übel Lust hätte, mit Ihnen zu tanzen. Wo sind meine Zeichnungen?“

„Zeichnungen?“ „Dachte ich es doch, daß Sie es ganz und gar vergessen hätten; so machen es die Genies.“

„Ich erinnere mich wirklich nicht —“ „Was,“ unterbrach ihn die Dame, „Sie erinnern sich nicht einmal, daß Sie mir versprochen haben, mir sechs Zeichnungen anzufertigen wie die sind, welche Sie für Lady Lutestring's Album machten? Apropos, man sieht Sie ja dort gar nicht mehr.“

„Ich wurde in Lord Lutestring's Hause nur als Künstler, nie als Gast empfangen,“ war die answeichende Antwort. „Dann muß es an Ihnen gelegen haben, daß es nicht anders war,“ bemerkte die alte Jungfer trocken. „Doch lassen wir das jetzt; geben Sie mir Ihren Arm, Mr. Langly.“

Nun ich Sie endlich wiedergefunden, bin ich entschlossen, Sie nicht eher wieder loszulassen, als bis ich meine lange verheißenen Zeichnungen habe! Sie werden mich nach meinem Wagen führen und mit mir nach Ihrem Atelier fahren, damit ich mich wenigstens überzeuge, ob Sie meine Zeichnungen angefangen haben.“

„Bitte, entschuldigen Sie mich, in diesem Anzuge.“ „Ich hätte Sie nicht für so eitel gehalten, bedenken Sie doch, ich bin eine alte Jungfer und achte nur auf die Kleidung der Damen.“

Die Worte enthielten eine Unwahrheit, jedoch eine solche, die in der besten Absicht ausgesprochen ward. Miß Currey hatte des Künstlers fadenscheinigen Anzug wohl bemerkt und daraus einen sehr richtigen Schluß auf den Zustand seiner Finanzen gezogen.

„Ich fürchte wirklich, ich muß ablehnen,“ stammelte Langly.

„Sie sind sehr stolz, Mr. Langly, muß ich Sie bitten?“ Die Worte wurden mit einer Herzensgüte angesprochen, vor welcher der Widerstand des jungen Mannes verschwinden mußte, er zog jedoch seinen Hut und bot ihr den Arm.

„Nach Hause?“ fragte James, der Diener. „Nein, dieser Herr wird Dir sagen, wohin.“

„Die Marchioness von Belgrave,“ sagte Miß Currey, als der Wagen der Dame an ihnen vorüberfuhr, „in wenigen Stunden wird man in ganz London davon sprechen, daß wir miteinander gefahren sind und die seltsamsten Vermuthungen daran knüpfen.“

„Welche Unannehmlichkeiten ziehen Sie sich meinethwegen zu,“ bemerkte Mr. Langly.

„Nicht die geringsten, ich bin in einem Alter, wo man über jede üble Nachrede erhaben ist. Da ist ja auch unsere theure Gräfin von Lutestring, die ist so erstant, daß sie kaum meinen Gruß zu erwidern vermochte. Haben Sie schon gehört, daß ihre Schwester nächstens Herzogin von Dunhaven werden wird?“

„Dunhaven,“ wiederholte Langly, „ist das nicht der alte wüste Herzog, der eben so lasterhaft wie unermesslich reich ist? Da bedauere ich sie.“

„Wie können Sie sie bemitleiden, da ihr endlich ein Jang geglückt, um den sie sich ihr ganzes Leben bemüht hat. Der Wagen hielt vor dem Hause, in welchem Langly wohnte. Mit einem Jartgefühl, das seine Begleiterin sehr wohl verstand, das sie jedoch nicht zu beachten schien, fragte Langly, ob er Miß Currey die Zeichnungen heruntermholen solle.

„Nein, ich möchte Ihr Atelier besuchen, haben Sie die Güte, mir beim Aussteigen behilflich zu sein.“

Miß Currey wurde zu diesem Besuche nicht durch die Neugierde veranlaßt. Es lag ihr daran, die Armuth des jungen Mannes, den zu unterstützen sie sich bereits vorgenommen hatte, in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen.

Neununddreißigstes Kapitel.

Lady Ashleigh's Verschwinden aus den fashionablen Circeln, deren Zierde sie einst gewesen, hatte längst aufgehört,

Gegenstand der Unterhaltung und des Staunens zu sein. Nur selten und zufällig ward der Name der ehemals so gefeierten noch von ihren früheren Freunden erwähnt. Bei einer solchen Gelegenheit bemerkte einmal die Marchioness von Belgrave:

„Der Anstand erheischt, daß eine Witwe sich während eines Jahres aus der Gesellschaft zurückziehe, aber drei Jahre, wie es nun bereits Lady Ashleigh gethan, sieht wie Affectation aus.“

„Der wie Heuchelei,“ fügte Lady Briory hinzu. „Lady Ashleigh handelt ihren Empfindungen gemäß, es kann mithin bei ihr weder von Affectation, noch von Heuchelei die Rede sein,“ versetzte Miß Currey, „sie liebte Sir Harry in der guten alten Weise, die man jetzt nicht häufig mehr antrifft.“

„Würden Sie sich denn gleich einer Nonne eingeschlossen haben, wenn Sie als Witwe zurückgeblieben wären?“ fragte der Hon. Edward Pumpkin.

„Gewiß nicht, wenn ich so unglücklich gewesen wäre, einen Narren zu heirathen,“ erwiderte scharf die alte Dame, „es gibt nur noch wenige Männer, die des Beweinens werth sind, und Sir Harry war einer von ihnen.“

„Es ist wirklich zu bedauern, daß Sie mit solchen Gefühlen unverheirathet geblieben sind,“ spöttelte Lady Lutestring. Die alte Jungfer ließ sich mit keiner Miene merken, daß sie den Stich schmerzlich empfunden habe, sondern antwortete ruhig lächelnd: „Ich habe es selbst schon oft bedauert, denn da ich reich war, brauchte ich mein Herz weder für ein reiches Witthum, noch für einen Titel zu verkaufen.“

Lady Lutestring ward verlegen, und die Wangen von Mrs. Priscilla Pumpkin, an welche die letztere Bemerkung gerichtet war, färbten sich mit einer höheren Röthe. Die Damen fühlten, daß sie, indem sie Miß Currey angriffen, sich auf ein gefährliches Feld gewagt hatten und nahmen, nicht wissend wie sie sich aus der Affaire ziehen sollten, ihre Zuflucht zu einem gemeinen Schwoigen. Die Marchioness von Belgrave beilegte sich, ihrer Tochter zu Hülfe zu kommen. Die würdige Dame war jetzt in großer Sorge. Ihr Schwiegerjohn, Lord Lutestring, kränkelte seit einiger Zeit und hatte häufige und lange Unterredungen mit seinem Rechtsamalt. Welche Bestimmungen wollte er treffen? Das reiche Witthum war ihrer Tochter allerdings gesichert, aber über die Güter und das große Privatvermögen konnte er, da kein Erbe vorhanden, ganz nach seinem Gefallen verfügen.

„Wie oft haben Sie denn Lady Ashleigh besucht, seit sie Witwe geworden ist?“ fragte Lady Belgrave sich an Miß Currey wendend.

„Ich bin mindestens ein Duzendmal bei ihr vorgefahren, aber immer abgewiesen worden.“

„Wo denn? wenn ich fragen darf.“

„Nun natürlich hier in London, bei ihrem Hause in St. James Square.“

„Während Sie wußten, daß Lady Ashleigh in ihrer Einsiedelei in der Nähe von Windsor eingeschlossen lebt? Nennen Sie das Freundschaft? Warum sind Sie nicht dorthin gegangen?“

„Zwörderst weil ich meine Pferde nicht ermüden wollte, ferner, weil ich nicht überzeugt war, daß mein Besuch Lady Ashleigh irgend ein Vergnügen bereiten werde.“

„Welche Demuth!“ rief die Gräfin Lutestring. „Nennen Sie es Aufrichtigkeit, meine Liebe.“

„Ich habe eine Lehre erhalten,“ sagte die alte Dame zu sich selbst, als sie nach Hause fuhr, „obgleich ich diesen Mordpuppen nichts davon wollte merken lassen. Ich hätte in der That beharrlicher sein sollen in meinen Verhagen, Lady Ashleigh zu sehen. Vielleicht ist es noch nicht zu spät dazu.“

Für den nächsten Morgen ließ Miß Currey Postpferde bestellen und fuhr in einer ziemlich frühen Stunde des anderen Tages nach Belmont.

Erst nach mehrmaligem Klopfen des Dieners kam Barlet zum Vorschein und erklärte in höchst mürrischer Weise, Lady Ashleigh empfangte keine Besuche.

„So bringt ihr wenigstens meine Karte.“

„Ich darf nicht.“

„Warum?“

„Es ist verboten.“

„Verboten?“ wiederholte Miß Currey, „das ist sonderbar. Sie kann sehr wohl begreifen, daß Eure Herrin zurückgezogen zu leben wünscht, aber nimmermehr glaube ich, daß sie Befehle erteilt habe, welche gegen die Gesetze der guten Gesellschaft sind. Nehmt die Karte.“

„Und wenn ich nun nicht will?“ entgegnete der Gärtner boshaft.

„In diesem Falle,“ sagte die Dame anscheinend, „gehe ich nach dem Hause. Ihr seid ein grober, unfreundlicher Mensch, und wäre ich Herrin von Belmont, so solltet Ihr die längste Zeit hier gewesen sein.“

„Ich bin nicht Lady Ashleigh's Diener,“ brummte Barlet.

„Das freut mich um meiner Fremdbin willen.“

Der Gärtner versuchte Miß Currey die Thür vor der Nase zu schließen, sie aber schob ihn bei Seite und ging entschlossen dem Hause zu. Barlet folgte ihr, um sie von weiterem Vordringen abzuhalten, und es würde wahrscheinlich noch zu einer sehr unangenehmen Scene gekommen sein, wäre nicht gerade zur rechten Zeit der junge Baronet mit seinem Vetter Allan erschienen.

„Miß Currey!“ rief Sir Reginald, sobald er die alte Dame erkannte, „Sie im Streit mit Barlet, was in aller Welt bedeutet das?“

„Der alte grobe Mensch,“ erwiderte Miß Currey, „wollte weder meine Karte zu Lady Ashleigh bringen, noch meinen Wagen einlassen. Ich muß gestehen, daß ich auf solchen Empfang nicht vorbereitet war.“

„Niemand wird das mehr bedauern, als meine Mutter, bitte, nehmen Sie meinen Arm und gestatten Sie, daß ich Sie zu ihr führe. Ihr habt Euch höchst ungebührlich benommen, Barlet,“ fügte der Baronet zu dem Gärtner gewendet hinzu, „laßt sogleich den Wagen einfahren. Ich werde mit Lady Ashleigh sprechen, daß sie Euch verabschiede.“

„Das kann sie nicht,“ sagte der Gärtner mit boshaftem Grinsen, „sie hat mich mit dem Hause übernommen.“

„Das ist leider wahr,“ rief der junge Baronet vor Unwillen erröthend, „aber ich will Euch sagen, was sie kann: sie wird Euch nicht mehr als Gärtner beschäftigen, Euch verbieten, nur einen Schritt über den Hofraum Girer Wohnung zu thun. Allan sieh doch zu, daß meine Befehle ausgeführt werden, während ich Miß Currey nach dem Hause begleite.“

Die Drohung, ihn seines Amtes als Gärtner zu ent-

legen, blieb nicht ohne Einfluß auf den alten Mann, der, obgleich er in dem Hause stand, reich, sehr reich für seine Lebensstellung zu sein, doch wegen seines Geizes verächtlich war. Man erzählte sich von seiner Habsucht die merkwürdigsten Geschichten, und doch mußte Niemand, für wen er eigentlich sparte, denn die einzige Verwandte, die er besaßen — eine Enkelin — hatte er schon vor Jahren aus seinem Hause verstoßen, weil sie sich gegen seinen Willen verheiratet hatte.

„Ich gehorchte nur erhaltenen Befehlen, Sir Reginald,“ sagte Barlet seine Mütze ziehend. „Ihr seid grob und boshaft, ich vergesse den Blick nicht, den Ihr auf meine Mutter werfet, als sie Simon Cobb in ihre Dienste nahm.“

Bei der Erwähnung seines neuen Gehälften verzerrte sich Barlet's Gesicht förmlich und ohne noch ein Wort zu äußern, wandte er sich nach dem Thore, gefolgt von Allan, der sehen wollte, ob seines Cousins Gebot auch pünktlich erfüllt werde.

„Ihr seid recht zu bedauern, daß Ihr ein so verbittertes Gemüth habt,“ sagte der Jüngling gutmüthig, „es muß Euch sehr unglücklich machen.“

„Warten Sie nur, junger Herr, bis Sie so viel Prüfungen erlitten haben wie ich.“ Brummend und scheltend öffnete er das große Thor und ließ die Equipage ein. Allan folgte ihr nach dem Hause. „Gäste,“ murmelte der Gärtner, dem Wagen nachsehend, in halblautem Selbstgespräch, „sie werden jetzt in großen Schaaren kommen, da das Eis einmal gebrochen ist; neugierige herumspionirende Frauen. Hackett war ein Narr, daß er das Haus vermietete, ich muß mehr denn je auf meiner Hut sein.“

„Natürlich müßt Ihr das,“ sagte eine Stimme hinter ihm. Barlet wandte sich erschrocken um und erblickte Karl.

„Ah, das ist der junge Herr Karl?“ „In proprio persona,“ erwiderte der Jüngling. „Das ist wol Latein?“ fragte der Gärtner. „Ich möchte wirklich wissen, weshalb Sie, der Sohn armer Aeltern und nicht besser als Unsereins, erzogen werden wie Sir Reginald.“

„Wahrscheinlich, um mich in bessere Verhältnisse zu bringen.“ „Nah, Sie werden doch niemals ein Gentleman, es steckt nicht im Blute. Es nimmt ein schlechtes Ende, denken Sie an mich, ich habe es Ihnen gesagt. Sie brauchen mich gar nicht so drohend anzusehen, ich fürchte mich nicht vor Ihnen, Lady Ashleigh hat Sie viel zu sehr, um Ihnen Gehör zu schenken.“

„Woher wißt Ihr, daß mich Lady Ashleigh haßt?“ „Ich habe es gelesen in dem Ausdruck ihrer Mienen, sobald Sie verachteten, sich ihren Töchtern zu nähern.“

„Ihr versteht Euch gut auf Physiognomien,“ entgegnete Karl, „ich bin aber auch nicht ganz ungeschickt darin, soll ich Euch sagen, was ich soeben in der Zeitung gelesen habe? Es ist ein Geheimniß, ein Verbrechen vielleicht, in diesem Hause verborgen, und Ihr seid hier zurückgelassen, um dessen Entdeckung zu verhüten.“

Barlet blickte den Jüngling forschend an und fragte: „Meinen Sie das im Ernst?“

„Im vollen Ernst.“ „Dann sind Sie ein größerer Narr, als ich geglaubt habe,“ entgegnete der Gärtner mit erzwungenem Lachen, „ein Geheimniß, ha, ha, ha! Sie möchten wol gern einmal mein altes Thorhaus durchstöbern.“

„Sehr gern.“ „Lassen Sie sich das nicht einfallen, ich leide kein Spioniren. Und merken Sie sich, junger Herr, treffe ich Sie bei Tag oder Nacht spionirend auf meinem Grund und Boden, so werde ich, um Sie von Ihrer Neugierde zu heilen, Maßregeln treffen, die Ihnen nicht lieb sind.“

„Denkt Ihr etwa, ich will Euch bestehlen? Da seid außer Sorge, stehlen ist meine Sache nicht, zählt ruhig Euer Geld, vor mir seid Ihr sicher.“

Mit diesen Worten wandte sich Karl um und verließ den Gärtner. Er hatte nicht klug gehandelt, als er darauf hindeutete, der alte Gärtner sei zurückgelassen worden, um über ein mit dem Hause in Verbindung stehendes Geheimniß oder Verbrechen zu wachen, und bemähte sich nun, den Verdacht des alten Mannes abzulenken, indem er sich das Ansehen gab, als habe er von dessen Schätzen gesprochen. Barlet that, als ob er ihm Glauben schenkte, war aber weit entfernt davon.

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme,“ brumnte er ihm nachsehend, „seine Mutter hat auch errathen, daß es hier etwas zu entdecken gibt, sie beobachtet mich auf Schritt und Tritt; ich wünschte, ich wäre sie Beide los. Ich werde aber Hackett auch meine Meinung sagen, sobald ich ihn sehe. Es war unrecht, das Haus zu vermieten, sehr unrecht.“

Vierzigstes Kapitel.

Lady Ashleigh war so lange an ihr zurückgezogenes Leben gewöhnt gewesen, daß die Unterbrechung desselben sie beängstigte. Miß Currey's Besuch erinnerte sie an Scenen vergangener Glückseligkeit, und lange Zeit konnte sie den freundlichen Erkundigungen der alten Dame nur durch abgebrochene, unzusammenhängende Sätze antworten.

Alice und Jane waren entzückt, Miß Currey zu sehen. Sie erinnerten sich ihrer scharfen, witzigen Aeußerungen, noch mehr aber der Bereitwilligkeit, mit welcher sie an ihren kindlichen Spielen Theil genommen hatte. Es war eine von den Eigenthümlichkeiten der alten Jungfer, daß, so factisch sie gegen erwachsene Personen sein konnte, sie gegen Kinder sanft und freundlich war.

„So habt Ihr meiner also nicht vergessen?“ sagte Miß Currey zu Alice, die vor ihr stand, während Jane sich eng an sie schmiegte und den Arm um ihren Nacken geschlungen hatte. „Wir vergessen nie Jemanden, der uns Freundlichkeiten erwiesen hat. O die vergnügten Tage, die wir in Henston verlebten! Unser Wettkampfen auf der Wiese oder in der großen Halle, wenn das Wetter schlecht war.“

„Ich erinnere mich dessen sehr wohl, meine lieben Kinder; wie oft theilte ich Euer guter Vater sich an unseren Spielen, und mehr als einmal gab er Befehl, das Läuten der Mittagsglocke zu verzögern, damit wir unsere Lust nicht zu unterbrechen brauchten.“

Bei der Erwähnung Sir Harry's wurden die beiden Mädchen sehr ernst und Lady Ashleigh brach in Thränen aus. Dies war, was Miß Currey bezweckt hatte. Sie wußte, daß Thränen das Herz erleichtern und erfrischen.

„Geht zu Eurem Bruder und Conju, meine lieben Kinder und laßt mich mit der Mama allein,“ sagte sie, die beiden Mädchen herzlich küßend.

Alice und Jane verließen das Zimmer, Miß Currey nahm auf dem Sopha dicht neben der Witwe Platz und sagte im Tone der innigsten Theilnahme:

„Ich ehre Ihren Schmerz, theure Lady Ashleigh, aber bedenken Sie, daß auch die Lebenden Anrechte an Sie haben. Alice und Jane sind zu schönen Mädchen herangewachsen, die bald in die Welt eingeführt werden müssen. Wer ist geeigneter, sie dahin zu begleiten, als Sie?“

„Ich? — Niemals, niemals!“ rief die Witwe seufzend. „Niemals ist ein sehr unbestimmtes Wort,“ bemerkte Miß Currey lächelnd. „Ich bin so froh, daß ich Sie endlich wieder sehe; sprechen wir nun auch ein wenig von unseren Freunden. Lady Lutefring ist noch weit coquetter, als sie vor ihrer Verheirathung war, und ihr alter Gatte ist eifersüchtig.“

„Doch wahrscheinlich ohne Grund?“ „Ich glaube es, die Marchioness von Belgrave bewacht die Tochter viel zu gut; ich könnte den alten Carl bemitleiden, wenn er nicht so unbeschreiblich lächerlich wäre. Der alte Yalloy hat, wie Sie aus den Zeitungen erfahren haben werden, den Baronetrang und der Hon. Pumpkin seine reiche Frau bekommen; Lady Priory hat einen Missionair geheirathet, und die arme Lucy Cavendish ist wahnsinnig geworden.“

„Und Sie?“ fragte Lady Ashleigh, „haben Sie mir nichts von sich zu erzählen?“ „Durchaus nichts, ich bin noch immer dasselbe harte, bittere Geschöpf, das ich gewesen bin.“

„Ihre Bitterkeit, meine liebe Miß Currey, hat sich, wie mir scheint, nur der Schale mitgetheilt, der Kern ist süß und wohlwollend.“

„Es kann sein,“ erwiderte die alte Jungfer gleichgiltig, doch lassen wir das, ich verabsehe es, von mir selbst zu sprechen. Wie haben Sie denn diese Einsiedelei aufgefunden?“

„Mr. Dorillon hat sie für mich entdeckt.“ „Ein bedeutender Mann,“ bemerkte Miß Currey, „Lord Lutefring spricht von ihm mit hoher Achtung, seit er im Parlament ist. Ich habe Sir Harry's stupiden Wählern beinahe vergeben, als ich erfuhr, daß sie seinen wärmsten Freund und Vertheidiger statt jenes erbärmlichen Sir John Seldrake zu ihrem Abgeordneten gewählt haben. Das war doch eine Sühne.“

„Sühne!“ wiederholte Lady Ashleigh schmerzlich, „sie brachen das Herz meines Gatten.“ Ein augenblickliches Stillschweigen erfolgte, dann legte Miß Currey ihre Hand sanft auf Lady Ashleigh's Arm und sagte: „Ich bin gekommen, weil ich hoffte, mein Besuch würde Ihnen eine kleine Freude bereiten, habe ich mich getäuscht?“

„Nein,“ erwiderte die Dame mit schwachem Lächeln. „Und Sie werden auch wieder in unsere Kreise kommen, Ihren alten Platz in der Gesellschaft einnehmen? Nicht plötzlich, das ist nicht zu verlangen, aber nach und nach.“

„Ich könnte es nicht, selbst wenn ich wollte. Mein Vermögen ist ausreichend für dieses zurückgezogene Leben, gestattet mir aber nicht, in der großen Welt zu erscheinen. Am meisten schmerzt mich, daß es ganz unmöglich ist, hier tüchtige Lehrer für meine Kinder zu bekommen.“

„Sind diese Zeichnungen von Ihren Töchtern?“ fragte Miß Currey, indem sie aufstand und einige an der Wand hängende in Bleistift und Kreide ausgeführte Landschaften betrachtete.

„Ja.“ „Es wäre ewig schade, wenn solches Talent nicht ausgebildet werden sollte. Da fällt mir ein, ich kenne einen jungen Künstler, der ganz geeignet wäre, den Unterricht zu leiten, er ist geschickt, und was noch besser ist, von der höchsten Ehrenhaftigkeit.“

„Ich würde eine Lehrerin vorziehen,“ bemerkte Lady Ashleigh.

„Ich gebe Ihnen vollkommen Recht, liebe Freundin, Alice und Jane sind jedoch noch so sehr jung —“

„Kennen Sie den jungen Mann schon lange?“

„Nein ein Jahr. Ich sah ihn in einer sehr delicaten, schwierigen Lage, Verwundungen anzusehen, denen nur Wenige widerstanden hätten, er aber ist rein daraus hervorgegangen, obgleich er sehr arm war und noch ist.“

„Ich werde mir die Sache überlegen.“

„Thun Sie das, meine liebe Lady Ashleigh, Sie werden es sicher nicht bereden, sollten Sie sich entschließen, dem jungen Manne den Unterricht Ihrer Töchter anzuvertrauen.“

Miß Currey ging nach dem Fenster, blickte hinaus und sagte dann, den Gegenstand des Gesprächs wechselnd:

„Wem gehört denn Belmont? Mir ist, als hätte ich den Namen schon früher gehört.“

„Einem Oberst Berner.“

Miß Currey setzte sich ruhig in den dem Fenster zunächst stehenden Stuhl und blickte in den Garten hinab, um auf diese Weise ihr Gesicht Lady Ashleigh's Blicken zu entziehen.

„Oberst Berner,“ fuhr diese fort, „hat lange in Auslande gelebt und stand, obgleich aus einer sehr alten Familie, hier mit Niemandem in gesellschaftlicher Beziehung. Ich habe gehört, daß ein trauriger Streit mit seinem Bruder —“

„Sprechen Sie nicht davon, Lady Ashleigh,“ unterbrach sie Miß Currey, „sprechen Sie nicht davon, ich kann es nicht hören, so viele Jahre auch darüber hingegangen sind.“

„Himmel, meine liebe Miß Currey, was ist Ihnen? Ich werde klingeln, damit —“

„Nein, nein,“ wehrte die alte Dame heftig. „Da sehen Sie, es ist schon vorüber, ich bin wieder ruhig.“

„Sie sind sehr bleich und —“

„Ja, ja, ich weiß, das Blut kreist nicht mehr so schnell durch die Adern, wie in jenen Zeiten. Wächten Sie nicht erfahren, weshalb der Name des Obersten Berner einen so tiefen Eindruck auf mich machte?“

„Ich bin nicht neugierig,“ entgegnete Lady Ashleigh, „und fürchte überdies, die Erzählung könnte Sie zu sehr angreifen.“

„Nein, nein, dazu bin ich zu gut geschult; nur die Ueberzeugung, mich so unvermuthet in dem Hause zu finden, in dem ich einst gehofft, als glückliche Gattin zu leben, konnte einen so tiefen Eindruck auf mich hervorbringen. Es ist lächerlich, nicht wahr?“

„Standen Sie einst im Begriffe, sich mit dem Obersten Berner zu vermählen?“ „Gott bewahre mich! Ich war verlobt mit seinem jün-

geren Bruder, Alfred. Ah, es ist so lange her, daß mir das Ganze oft wie ein Traum erscheint. Ich war noch sehr jung, reich und nicht hübsch, aber er liebte mich, ich weiß es jetzt, meiner selbst willen und nicht meines Vermögens halber. Gleich vielen empfindsamen Personen war ich von einer lächerlichen Eifersucht geplagt, und fluchte oft dem Reichthum, der mich stets fürchten ließ, daß man sich aus eigennützigem Absichten um mich bewerbe. Die Zeit unserer Vermählung stand nahe bevor, da kehrte Alfred's Bruder, der mit seinem Regimente in einer der indischen Colonien stationirt gewesen war, nach England zurück. Er war glatt wie eine Schlange, schlich sich in das Vertrauen dessen ein, den zu umgarnen er sich vorgenommen hatte; er war ein erfahrener Weltmann, ein Spieler, ein Gauner. Ihr unglücklicher Cousin Nelson erinnerte mich sehr lebhaft an ihn, als ich in Henston mit ihm zusammentraf.“

Lady Ashleigh erbeute.

„Er hatte natürlich meine schwache Seite sehr bald erspäht und wußte dieselbe so geschickt zu benutzen, daß ich nach kurzer Zeit überzengt war, seinem Bruder sei es um mein Vermögen und nicht um meine Person zu thun. In einem unglücklichen Augenblick der Erregung sagte ich dies Alfred. Alfred verließ mich, und eine Stunde später erhielt ich von ihm einen Brief, worin er auf unsere Verbindung verzichtete. Ich schrieb an ihn, mein Brief blieb unbeantwortet. Er ging nach dem Continent, wanderte, der Himmel weiß wohin, und starb an einer Krankheit, die in einem der Orte, welche er berührte, grassirte. Er starb, ohne zu wissen, wie bitter ich meine Ungerechtigkeit berent, wie innig ich ihn geliebt hatte. Seine letzte irdische Handlung war, dem treuen Diener, der ihn pflegte, die Weisung zu geben, er solle die Briefe, welche er von mir besaß, an mich schicken. Irrthümlich, oder besser durch das Walten der Vorsehung, sandte mir der Mann alle Briefe, die er vorgefunden, und so erhielt ich die Copien mehrerer Briefe, die Alfred an mich geschrieben und mir durch seinen Bruder gesandt hatte, die aber von Oberst Berner unterschlagen worden waren. Auf diese Weise lernte ich den ganzen Umfang seiner Bosheit und meines Glücks kennen, und halten Sie es für möglich, er wagte später um meine Hand anzuhalten! Dessenhalb machte ich seine niedrige Handlungsweise bekannt, und der allgemeine Unwille hat ihn geädhet.“

„Jetzt kennen Sie meine Geschichte,“ schloß die alte Dame mit einem schwachen Versuch zu lächeln. „Ich muß Ihnen recht komisch erscheinen, daß ich in meinem Alter noch von Liebeshoffnungen und Liebeschmerz plaudere, obgleich sie einer längst vergangenen Zeit angehören.“

Lady Ashleigh drückte ihr in inniger Theilnahme stumm die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Einer Mutter Segen.

Von Moritz Horn.

Hierzu zwei Illustrationen.

Im Hofraume eines in der Via Giulia gelegenen prächtigen Palastes, mitten im belebtesten Stadtviertel Roms, standen an einem frühen, aber erquicklichen Herbstmorgen des Jahres 1517 etwa ein Duzend muntere, mit buntem Sattelzeuge und Zaum aufgeschirrte und zum Theil mit Reisepäck beladene Pferde und Mantlhäute. Sie wurden von Knechten gehalten, welche die Ungeduld der Thiere kaum bändigen konnten. Etwas von der Gruppe der Knechte und Pferde entfernt schritten langsam zwei Männer in der bunten Tracht der päpstlichen Leibgarde, in vollem blinkenden Wappenschmuck, mit klirrenden Sporen auf und ab. Auch sie warteten ziemlich ungeduldig und konnten sich einiger spöttelnden Bemerkungen über die Verzögerung der Abreise nicht enthalten.

„Contesse Vincenza scheint heute ganz gegen ihre Gewohnheit von menschlichen Gefühlen bewegt zu sein, die Stolge, Kalte. Als ich vorhin die Bereitschaft zur Reise meldete, glaubte ich so etwas wie eine Thräne in ihrem Auge gesehen zu haben.“

„Krocodilstränen, Claudio!“ entgegnete der Andere. „Ich kenne das. Warum schied sie denn die Söhne in die weite Welt? Sie werden ihr zu verständig und sollen nicht Zeuge ihres bei Gott nicht eben untadeligen Lebens sein. Seine Eminenz hauptsächlich hat die Reise betrieben; wie ich höre, genieren ihn die herauswachsenden Jünglinge.“

Wirklich schien Vincenza, die kaum zweieunddreißig Jahre zählende Wittwe Antonio's, aus dem edlen Hause der Brosci, sich schwer von ihren vierzehn bis fünfzehn Jahre alten Söhnen Ercole und Franzesco zu trennen. Es war mehr ein unheimlicher Zug von Unruhe als wirkliche Trauer, welcher auf dem blassen Antlitz der überaus schönen Frau sich ausdrückte, die man eher für eine ältere Schwester, als für die Mutter der beiden fast zu Jünglingen herangewachsenen Knaben halten konnte.

Aus dem reichen Wohngemach geleitete sie jetzt dieselben bis an den Rand der breiten Marmortreppe. Hier reichte sie nochmals beiden die Hand, dann zog sie aus der Tasche ihres dunklen Sammetgewandes zwei kostbare Goldreifen. In jedem derselben funkelte ein blutrother Rubin.

„Dies sind die Trauringe eures verstorbenen Vaters und eurer Mutter,“ sagte sie, die Ringe den Söhnen eingehändigend, „mögen sie euch vor Unheil schützen, und wenn euch die Wege dereinst wieder zusammenführen sollten, zum freudigen Erkennungszeichen werden, das gebe die heilige Jungfrau!“

Heftig schluchzte der jüngere der beiden Brüder, Franzesco, zarter und edler gebaut als der kräftigere Ercole, weinend unter Küßen warf er sich an die Brust der Mutter. Verschlossen, fast finstern stand der Aeltere daneben. In seinen dunklen Augen, welche auffallend denen der Mutter glichen, zeigte sich keine Regung des Schmerzes, wie ein leises Entsetzen glitt es über seine Züge, als er den Goldreif mit dem funkelnden Rubin betrachtete. Was ging in seinem Gemüth vor? Durch seine Seele zuckte wie ein Blitzstrahl die Erinnerung an eine dunkle grausenvolle Nacht auf. Er hatte vorher nie daran sich erinnert, jetzt plötzlich versetzte ihn der Anblick des Ringes in ein schon von Vergessenheit umfungen gewesenes Erlebnis seiner frühesten Kindheit.

Er lag in dunkler Nacht, kaum drei Jahre alt, in seinem Bett, da hörte er ein leises, diabolisches Flüstern in dem dunklen Gemach, deutlich unterschied er die Stimme seiner Mutter. Es knarrte die Thür zum Schlafzimmer des Pa-

ters, bald erhob sich dort ein dumpfer Lärm, wie ein Ringen, ein Gekfir von Waffen, ein halb nur ausgestoßener entsetzlicher Schrei, dem der Fall eines schweren Körpers auf das Marmorpflaster vor dem Palast folgte.

Jetzt hörte er deutlich wieder jenen schauerlichen Ton und gegenwärtig stand vor seiner Seele gleichsam verkörpert die Erinnerung. Er entsann sich dunkel, wie am Morgen die Menschen im Hause hin- und herliefen, wie Männer eine mit einem schwarzen Tuche bedeckte Last an ihm vorübertrugen, wie unter dem Tuche eine weiße, schöne Hand so weit herunter hing, daß er sie gerade mit seinen kleinen Händchen streifen konnte, kalt war sie, diese Hand, aber an ihr glänzte ein goldener Reif mit blutig rothem Rubin. Wie ein grauenvolles Märchen schwebte ihm jetzt das Bild der Hand mit dem Rubin vor; er entsann sich, daß, er später, als er größer geworden, erfahren, sein edler Vater sei bei der Heimkehr von einem nächtlichen Geleuge gerade vor der Thür seines Palastes von Räubern überfallen und ermordet worden.

Stumm, wie mechanisch, reichte Ercole der Mutter die Hand, starr schaute er ihr in die dunklen Augen, es lag etwas Unheimliches in der Gleichheit ihrer Blicke, sie waren eine in die Seele brennende Frage.

Die beiden Brüder stiegen die Marmorstufen hinab, Francesco mehrmals nach der Mutter zurückgewendet, die mit einem Seufzer, als sei ihr eine schwere Last vom Herzen genommen, den Rand der Treppe bereits verlassen hatte, Ercole in träumerischem Starren vor sich hinschauend.

Erst als Beide den Hof betraten, fielen sie in stürmischer Empfindung sich in die Arme, der Aeltere, noch vorhin anscheinend kalt und stumpf für jede warme Regung des Herzens, zeigte jetzt, welch heftiger Liebe er fähig sei, fort und fort umschlang er den geliebten Bruder und unanhaltsam entströmten seinen Augen die Thränen.

Endlich nahte sich einer der beiden Offiziere der päpstlichen Leibgarde und erinnerte an den Ausbruch. Man bestieg die Pferde; Ercole ritt mit den beiden Kriegsknechten und der größeren Anzahl der Diener dem Süden, Francesco mit nur zwei Dienern dem Norden zu. So lange die Richtung der Straße es erlaubte, warfen sich die Brüder Grüße zu, bis Ercole zuerst rechts in die Ponte Sisto einbiegend, verschwand.

Er ging einer glänzenden Zukunft entgegen; durch Freunde der Mutter dem Hof des Vicekönigs von Neapel warm empfohlen, sollte er nach dort erlangter Ausbildung in spanische Dienste treten. Mächtige Gönner erwarteten ihn, der Papst selbst hatte zwei Begleiter aus seiner Garde beigegeben.

Francesco, stets von einem unwiderstehlichen Hange zur Kunst befeelt, hatte in der Schule Maestro Sebastiano's die Anfangsgründe der Malerei erlernt und sollte nun für längere Zeit in Venedig Bordenone's Unterricht genießen.

So lange Vincenza den Hufschlag der Kofse noch hören konnte, lauschte sie in ängstlicher Spannung, jetzt verhallte er und sie trat erleichterten Herzens vom Fenster zurück. Der Kriegsmann hatte recht, sie wünschte die Entfernung der Söhne.

Als Ercole in scharfem Schritt die Höhen von Albano erreicht hatte, warf er noch einen Blick in die herrliche Campagna zurück: dort lag die Stadt, mit ihren Kuppeln und Thürmen von der Mittagssonne überglüht, im blauen Duft, darüber hinaus erhob sich in der Ferne der Monte Soracte, nach jener Richtung mußte der heißgeliebte Gefährte der Kindheit, Francesco, dahinziehen. Ercole sandte ihm die ganze Empfindung seines Herzens nach, unter dem blauen Himmel hin meinte er die Gestalt des Bruders schweben zu sehen, sehnsüchtige Arme nach ihm gebreitet, hinauf trug es ihn selbst, als müßte er den Geliebten dort unter dem schimmernden, sonnigen Firmamente liebend umfangen.

Am 16. April des Jahres 1530 gegen Mittag erschallte vom hohen Thurme des Stadthauses zu Florenz die große Glocke, durch welche die Bürger gewöhnlich zur Versammlung gerufen wurden. Aus allen Straßen strömten Bewaffnete auf dem Platze vor dem Palast zusammen. Welch ein buntes Treiben und Wogen durcheinander! Die große Fahne der Stadt wehte aus einem Fenster des Palastes; vor dem Thore desselben stand die Rednerbühne. Bald startete der ganze Raum, vom Glanze der Rüstungen erfüllt, von Lanzen. Unter der majestätischen Loggia Andrea di Cione's hatte sich buntfarbiges Volksgemimmel zusammengeedrängt. Ueber die wogende Masse hinaus ragte der neben dem Thore des Palastes stehende David Michel Angelo's empor, das Riesensbild eines Jünglings. Seit seiner Aufstellung im Jahre 1504 waren erst 26 Jahre verflossen und wie manche Staatsumwälzung hatte er bereits erlebt! Auch heute befand sich Florenz im Zustande tiefster Erregtheit. Schon seit mehreren Monaten belagerte das kaiserliche Heer Carl's des Fünften die Stadt. Der Kaiser hatte seine natürliche Tochter Margaretha dem Alessandro Medicis vermählt, das aufwühlende Florenz sollte nun gedemüthigt und der Herrschaft der

Mediceer wieder unterworfen werden. Obgleich die Florentiner mit ausdauernder Tapferkeit bis jetzt die Belagerung ausgehalten, so hatten sie doch nicht vermocht, den Feind zum Abzuge zu bewegen. Heute nun wollte man einen großen Ausfall wagen, von dem sowol die Befreiung als der Fall der Stadt abhängen konnte. In dieser wichtigen Angelegenheit hatte man die bewaffneten Bürger berufen.

Etwas abseits vom Volksgemimmel unter dem Thore des Palastes standen im lebhaften Gespräch zwei Männer, ein älterer, in der Tracht der florentinischen Patricier, und ein jüngerer, in der mischeinbaren Kleidung eines Werkmanns oder Künstlers, der jedoch in Haltung und Geberden den Kriegsmann kaum verleugnen konnte. Er mochte etwa sechs- bis siebenundzwanzig Jahre zählen, die Gestalt, überaus markig, war edel dabei und gewandt, sein lang-

wie das Volk dort brüllt! Florenz verdankt alles, was es ist, den glorreichen und klugen Mediceern, — und wie dankt es ihnen heut!"

„Volksgunst, junger Freund, ist wandelbar!“  
„Nun, sei dem wie ihm wolle, der Ausfall, den sie heute machen wollen, soll gründlich vereitelt werden, ja, wenn das Glück uns hold ist, sind wir morgen Herren der Stadt.“

„Wie wollt ihr das bewerkstelligen?“ fragte etwas ängstlich der Aeltere.

„O Signor Traballese, ich habe Geld in Fülle und Fülle, der alte Thürmer von St. Nicolo läßt den armen Maler ganz gern allabendlich auf seinen Thurm steigen, um dort das Ave Maria an den Glocken und Glöckchen anzuschlagen. Ihm wird das Steigen erpart und dafür, daß er gemächlich sitzen bleiben kann, erpakt er noch blankes Silber. Versteht mich recht, im feindlichen Heere hört man das Glockenspiel vernehmlich und weiß meine Schläge mit dem kleinen Glöckchen dazwischen sehr wohl in gut Florentinisch zu übersetzen. Freilich,“ fuhr er nach einer Minute tiefen Nachsinnens fort, „zöge ich vor, an der Spitze meiner Reiter auf diese Bürger loszuwettern; doch auch dieses Opfer bringe ich dem Alessandro gern, bin ich doch nicht bloß Spion und meine Sendung gilt der Vereinigung der Gutgefiniten in der Stadt.“

„Wenn ich Euch dienen kann, heut wie immer, zählt auf mich. Bevor ihr aber heute an Euer gefährliches Werk geht, nehmt Ihr wol das Mittagsschmal bei mir ein, Agata wird uns schon längst erwarten.“

Agata Traballese war noch in aufblühender Jugend, aber eine Fülle edler Anmuth und geistiger Gaben bereits jetzt schon entwickelt. Sie lebte der Dichtkunst und Malerei, und die blühende Sprache der großen Dichter perlte aus dem blühendsten Munde, während die tiefblauen Augen das schönste Verständniß hoher und edler Gedanken ausstrahlten. Von der heftigsten Liebesleidenschaft zu ihr erfüllt war der schöne Fremdling, den wir jetzt mit Agaten's Vater zu dessen Haus begleiten.

Diese Leidenschaft wurde jedoch von Agaten entschieden, fast mit Abscheu zurückgewiesen. Schon öfter hatte der stolze, an Widerstand nicht gewöhnte Mann von der Spröden sich entfernen wollen, deshalb folgte er auch heute nur zögernd der Einladung des Vaters; stolz und streng empfing ihn die Jungfrau, kalt schleuderte sie die dargebotene Hand von sich und entfernte sich raschen Schrittes aus dem Saale, als der Vater, der eine Verbindung der Tochter mit dem einflussreichen Freunde Alessandro Medicis wünschte, nach dem Walle Beide allein gelassen hatte.

Das war für den stolzen Mann mehr, als er ertragen konnte. Er, der am Hofe von Madrid von Frauen fast umworbene Kriegsmann sollte ein junges unerfahrenes Mädchen nicht gewinnen können? oder war ihr Herz schon von einer anderen Neigung erfüllt? Da — plötzlich — fiel ihm ein, daß Agata, wie er von ihrem Vater vernommen, fast allabendlich einen ihm gehörigen Garten an anderen Ufer des Arno zu besuchen pflegte. Wie, wenn sie den vertrauensvollen Vater heuchlerisch überlistete? Als bald erkundigte er sich bei einem ihm ergebenen Diener des Hauses nach der Lage des Gartens und erfuhr, daß dieser, von hohen Mauern umgeben, dicht neben der Kirche St. Nicolo sich ausbreite. Jetzt war es ihm zur Gewißheit geworden, daß diesen Spaziergängen ein Geheimniß zu Grunde liegen mußte, denn der von Agata besuchte Garten befand sich in einem Stadttheile, wohin bei der Nähe der Belagerung selten ein Fremdschritt sich wagte. Wie! wenn er vom alten Thurm aus, wohin ihn ohnedies seine Pflicht rief, die schöne Heuchlerin beobachten, belauschen könnte! Gewißheit mußte er haben. Mit stürmischer Empfindung trat er seinen Weg nach St. Nicolo an.

Ein blühend holder Frühlingsabend hatte über das reiche Thal des Arno, über die fruchtbaren Gefilde um Florenz sein blaues Dach voll Licht und Schimmer ausgebreitet. Die Thürme der Stadt, welche vor Allen „la bella“

genannt wird, erglänzten voll goldener Pracht in den unsagbar heiteren, lachenden Himmel empor, überall ringsum entfaltete sich die süße Zauberwelt eines italienischen Lenzes. Die Granaten erglänzten mitten im frischen Grün, der Jasmin schien sein ganzes Sein in tausend Blumen und emporsteigenden Düften verblühen, verhauchen zu wollen. Der Delbaum schillerte in der leibbewegten Luft im silbergrünen Glanz, der Lorbeer strebte mit seinem edlen Geäst in die Höhe, alles aber überragten in dunkler Fülle die schwarzgrünen Cypressen.

In solchem Frühlingschmuck prangte auch der Garten Traballese's. Häuser und Villen erhoben sich damals noch nicht in der Gegend zwischen St. Nicolo und St. Miniato; nur an einer von Lorbeeren und Myrthen dunkel beschatteten, etwas verwilderten Ecke des Gartens erhob sich in dem Nachbargrundstücke ein altes Thurnhaus, dessen Gemächer bis auf eines unbewohnt waren. Es herrschte eine seltsame Ruhe hier, selten trug ein Lüftchen das ferne Gewoge der Stadt bis hierher. Doch — horch! aus dem Thurnhause



Zur Novelle: Einer Mutter Segen.

wallendes Haar bedeckte ein dunkles Barett, sein gebräuntes Antlitz zeigte, trotz der Jugend des Mannes schon Furchen, die Augenbrauen überschatteten ein Paar schöne, herlich-blickende Augen; beim Sprechen wurden die sonst etwas schlaffen Züge lebhaft bewegt; Kinn und Lippe deckte kräftiger, schwarzer Bart, nachlässig legte sich das mit einem Gürtel zusammengehaltene kurze Obergewand von dunkelbraunem Stoff über das gelbeidene Wams, dessen Aermel in weiten Falten aus jenem hervorquollen. Wie er so stand, die Hand an einem unter dem Obergewand versteckt gehaltenen Difthorn, mit der anderen lebhaft gestikulirend, war er ein Bild voll Kraft und energischer Leidenschaft.

„Ihr treibt ein gefährlich Spiel,“ sagte der Aeltere.

„Wärs nicht gefährvoll, wärs auch kein Verdienst. Ihr wißt, ich hänge an Alessandro Medicis mit Leib und Seele. Er muß über dies Florenz herrschen und sollte ich deshalb als Spion auf der höchsten Thurnspitze aufgekriecht werden. Für den Freund wage ich Ehre und Leben! Doch hört nur,

schwellen die weichen, sehnüchigen Töne einer von Meisterhand gespielten Viola. Sie vermischen und verweben sich mit den letzten Strahlen der goldenen Sonne, mit den beaufschwebenden Dämpfen.

Da trat der Spieler an das offene Bogenfenster und setzte sich auf dessen Brüstung. Es ist eine schlanke Jünglingsgestalt, das etwas blasse Antlitz wird von einer Fülle schwarzer Locken umrahmt, unter der weißen Stirn, den scharfgeschnittenen Brauen leuchten ein Paar Augen voll Anmuth und Geist. Ueber das Antlitz ist ein Zug von Ernst, fast Wehmuth verbreitet, der nur verschwindet, wenn der Mund halb lächelnd zu den Tönen der Viola singt. Der Anzug ist vornehm nachlässig, leicht sitzt das kleine Barett auf dem überreichen Haar, ein schwerfammetnes Obergewand bedeckt ein feidenes Wams von derselben Farbe. Die Oberärmel sind zurückgekreist, damit sie im Spiele nicht hinderlich sind, ein feines Linnenhemd quillt daraus hervor und umschließt eine feiliche Hand von den edelsten Formen. An der Linken blüht ein goldener Reif mit blutrothem Rubin. An diesem erkennen wir Francesco Broschi, welcher erst seit wenigen Tagen von Venedig gekommen und seine Wohnung hier mitten in den blühenden Gärten aufgeschlagen hat.

Einen Moment hielt er jetzt im Spiele inne und schaute mit beglückten, strahlenden Augen in den Abend hinaus, über Gärten, über den blauen Arno hinüber nach der prangenden Stadt mit ihren Thürmen, hinauf nach dem stillen Kloster Fiesole, das zwischen dunklen Cypressen vom Licht mild umstrahlt war, hinüber nach den fernen, weißschimmernden Lagerzelten des feindlichen Heeres.

Leise sprach er halb singend die Worte vor sich hin:

Es war ein schwerer Wagen, die Nacht hindurch  
zu gehen,  
Ein Stern doch glänzte immer auf meinen Weg  
herab,  
Er hat mich recht geführt, Du siehst vor Dir mich  
stehen,  
Jetzt ruht im Paradiese auch schon mein Wander-  
stab.

Träumerisch setzte er den Bogen wieder an, der sehnüchsvolle Blick schwebte in den Garten hinüber.

Blötzlich brach der Ton ab, eine lebhaft Rötthe ergoß sich über Francesco's Antlitz, in der Gartenpforte gegenüber erschien Agata mit ihrer Begleiterin; eine Minute — dann öffnete sich eine Pforte des Thurmhause, und Francesco eilte der Geliebten entgegen, deren Herz er beim ersten Begegnen sich gewonnen hatte.

„Wie,“ begann Francesco, der nur heute erst, als sie durch die schattigen Laubgänge plandernd wandelten, seinen Namen genannt und von seiner Vergangenheit gesprochen hatte, „wie beglückt mich Deine Liebe, von ihr verklärt liegt die Zukunft vor mir wie das Thal des Paradieses. Ach könnte an meines Herzens Jubel der theure, heißgeliebte Bruder theilnehmen!“

Leicht zuckte Agata's Hand in der seinigen.

„Seit dreizehn Jahren habe ich den Theuren nicht gesehen, an den das Glück meiner Kindheits Erinnerung gekettet ist. Wo mag er weilen?“

Alles um die Liebenden her schien, wie sie selbst, Glück und Ruhe zu athmen. Alles? — nein, dort oben vom dunklen Thurme St. Nicolo blickten zwei dunkle Augen stehend herab. Gierig erfaßte der aus dem schwindelnd hohen Thurmfenster sich herauslehrende Mann jede Bewegung der Liebenden, und als Agata scheidend den ersten Kuß auf Francesco's Lippen drückte, da eilte jener von wilder Leidenschaft ergriffen vom Thurme herab und stürmte nach der Gartenpforte; jetzt stand er vor dem Paar. Francesco, nichts Gutes ahnend, griff zum Dolch, ein Handgemenge entbrannte, umsonst versucht Agata, dem Geliebten zuzurufen, was sie seit heute erst weiß, daß der Heranstürmende Ercole, der lang ersuchte Bruder sei. Ihre Stimme verhallt und im Augenblick stürzt Ercole, von der Waffe Francesco's getroffen, zusammen.

Jetzt erst kehrt die Besinnung zurück, Francesco will den Gefallenen aufrichten, er faßt seine Hand und erblickt voll Entsetzen an ihr den goldenen Reifen mit dem rothen Rubin. Was er ahnt, wird dem Unseligen von Agata bestätigt.

Es ist Nacht. Im Gemach des alten Thurmhause liegt im letzten schweren Todeskampfe Ercole, von des Bruders Arm umschlungen. Durch das offene Fenster schallt von fern her wildes Kampfgeschrei, wüthes Kriegsgeschrei, sie hören es nicht, brennende Dächer in Florenz senden ihren rothen Schein in das matt erleuchtete Gemach, sie sehen es nicht. Todeschatten umdunkeln die Augen des Einen, während grimmiger Schmerz des Anderen Sinne gefangen hält.

Ercole hat dem Bruder das Geheimniß seiner Kindheit, die Ermordung des Vaters durch die Mutter mit schwacher Stimme mitgetheilt.

„Deshalb, mein lieber Francesco, bringt mir der Mutter Segen den Tod. O, daß wir so uns wiederfinden mußten!“

Das waren seine letzten Worte. Still war es im Gemach geworden, aber in unendlicher Liebe hatte sein Auge am Bruder gehangen, bis es ewige Nacht umhüllte.

Starr schaute Francesco, über den geliebten Todten hingebend, in das blasse, vom matten Schimmer der Lampe beschienene Antlitz und faßte die erkaltende Hand. Immer tiefer bohrte sich der blutige Strahl des Rubins in Francesco's wundes Herz, immer stechender in sein Gehirn, seine Seele verzehrte sich, weinend nahm ihr lichter Engel Abschied und Wahnsinn umschwirrte sie mit schwarzen Fittigen.

Man bestattete Ercole's Leiche, Francesco wußte es nicht, Vincenza, die auf die Nachricht von dem entsetzlichen Schicksal ihrer Söhne aus Rom herbeigekommen, trat in das Gemach, er erkannte sie nicht; wie ein Engel so schön erschien Agata und legte die milde Hand auf sein Haupt, er fühlte sie nicht; als man ihn aber aus dem

## Goethe und die Gräfin Auguste zu Stolberg.

Man macht sich gern mit allen Lebens Einzelheiten, mit allen Verhältnissen eines großen Mannes bekannt, und es gewährt besonders einen ganz eigenthümlichen Reiz, die zarteren Verhältnisse bedeutender Männer genauer kennen zu lernen, weil sich gerade in diesen das Herz und das Gemüth eines Mannes recht eigentlich offenbart. In den meisten Fällen bleiben nun zwar diese Geheimnisse des Herzens auch Geheimnisse für den Ueingekehrten, und wol keines Menschen Liebesleben liegt so offen vor uns als das Goethe's, er hat uns ja selbst das meiste davon erzählt. Goethe besaß ein ächtes Dichterherz, das der Liebe nicht entbehren konnte, nur in derselben lebte und feurig für sie glühte.

Er war der begünstigte Liebling der Mufen und des Glücks, die ihn auf den saftigsten und reizendsten Pfaden zu dem Gipfel seiner Größe emporführten; der anmuthige Frühling seines Lebens machte einem wundervollen Sommer Platz, aus dem ein milder Herbst mit reichen Früchten hervorging. Alle Verhältnisse, in die Goethe kam, waren wie für ihn bereitet. Wenn Stürme ihn erschütterten, so waren es selbsterregte, Stürme, die sein Liebe begehrendes, in der Liebe leidenschaftliches, an Entfagung nicht gewöhntes Herz herausbeschworen.

Es ist schon vielfach über Goethe's Beziehungen zu geliebten Frauen geschrieben worden; ein Verhältniß eigenthümlicher Art, eigenthümlich deshalb, weil sich die Theilnehmenden nie von Angesicht zu Angesicht gesehen und doch ziemlich leidenschaftliche Briefe an einander geschrieben haben, ist weniger bekannt und berührt worden: es ist das Verhältniß Goethe's zur Gräfin Auguste zu Stolberg.

Merkwürdigerweise war es das junge, damals 22 Jahre alte Mädchen selbst, welches den ersten Schritt der Annäherung that. Die Begeisterung für den Dichter war es, die ihr einen engeren Verkehr erwünscht machte; der junge Goethe hatte ja damals schon einen bedeutenden Namen durch seinen Werther, der so ganz dem Geist und Geschmack jener Zeit gemäß war, daß sich dem Verfasser aller und namentlich der Frauen Herzen zuwandten.

Die Vermittler des Briefwechsels zwischen Goethe und der Gräfin Auguste waren die beiden Brüder dieser, Christian und Leopold von Stolberg, die Dichter- und Jugendfreunde Goethe's. Auguste zu Stolberg, geboren im Jahre 1753, war jünger als ihre Brüder, also auch jünger als Goethe, dessen Geburtsjahr (1749) zwischen denen der Brüder Stolberg in der Mitte stand. Eine ältere Schwester der Gräfin Auguste war an den Grafen Andreas Peter von Benstorf, den mit Ruhm genannten dänischen Staatsminister, verheirathet; sie starb und Auguste reichte dem hochgeehrten Schwager im Jahre 1783, im 30. Lebensjahre ihre Hand, genoss aber des süßen Eheglücks nur bis zum 21. Juni 1797, wo ihr Gemahl das Zeitliche segnete. Bis zu ihrem Tode, welcher im Jahre 1835 zu Kiel erfolgte, lebte sie als Witwe, im Glauben an ihren Erlöser, in fester Zuversicht auf die Kraft ihrer Religion, in welchem Glauben und in welcher Zuversicht sie auch Goethe, ihren unvergessenen Jugendfreund, wie aus einem letzten Briefe von 1822, den sie als Mahnung an ihn erließ, hervorgeht, gern hätte leben und sterben sehen mögen.

Goethe erhielt im Jahre 1775 den ersten Brief von der ihm unbekannt und ungenannten Verehrerin; er mag wol bald erfahren haben, mit wem er in Correspondenz getreten; er schickte sein Bild und bat um das ihrige, „aber nicht in's Kleine, den großen von der Natur genommenen Riß bitt ich.“ — Bis Ende des Jahres 1775 dauert der Briefwechsel in ziemlicher Lebhaftigkeit fort; schade, daß man die Antworten der Gräfin nicht hat: Goethe soll sie vor seiner Reise nach Italien im Jahre 1786 mit anderen Papieren vernichtet haben. Sie dürften vielleicht einen etwas anderen, etwas ernsteren Charakter, vielleicht auch eine geregeltere Folge und Fassung der Gedanken zeigen; die Goethe'schen Briefe tragen noch zu sehr den Charakter der braunenden Jugend. Ein ungezügelter Geist weht oder man möchte fast lieber sagen flattert noch darin.

Wunderlich sind die Umgangsformen, in denen er im Briefe mit seiner unbekanntem Verehrerin verkehrt; das vertrauliche „Du“ wechselt in einem Briefe mit dem förmlichen „Sie“, ganz wie es die ungewohngene Laune eingab. Bald schwärmte er für sein „Gütchen“, wie er die Gräfin Auguste gern nannte, das er doch bald sehen müsse, denn sie sei die einzige, die ganz in seinem Herzen wohne; in den nächsten Zeilen erzählt er ihr von seiner „Lilli“, die er habe verlassen, von der er sich habe für immer lossagen wollen und doch nicht können.

Es läßt sich diese Erscheinung des Goethe'schen Charakters recht wohl aus seinem Leben in Frankfurt und im väterlichen Hause erklären, wo er ohne ernste bürgerliche Beschäftigung, ohne festen Plan für die Zukunft, geehrt, geliebt,



Zur Novelle: Einer Mutter Segen.

Thurmhause entfernen wollte, sträubte er sich dagegen in völliger Raserei.

Stumm und theilnahmlos verbrachte er seine Tage, nur wenn der goldene Abend zur Erde sich senkte, dann setzte er sich in die Brüstung des offenen Bogenfensters und spielte mit wunderbarer Empfindung die sehnüchlichsten Weisen, bis er endlich im schrillen Ton abbrach. Fragte ein Fremder nach dem räthselhaften Geigenspieler, so hieß es: „Es ist der närrische Maler Francesco.“

Nach einem Jahr begrub man ihn in St. Nicolo an Ercole's Seite. Vincenza war nach seinem Tode verschwunden, Agata in das Kloster St. Catarina getreten. Dort lebte sie ihrer Kunst, der Malerei, und dem Gebete für die unglücklichen Brüder.

Die beiden Goldreifen mit den rothen Rubinen werden heute noch in einem schwarzen Kästchen in der Sacristei St. Nicolo aufbewahrt, Zeugen von dem verhängnißvollen Segen einer schuldbelasteten Mutter.

man möchte sagen verhältlich, ganz seinen Tannem und Ein-

Eine Wendung trat mit der Uebersiedelung Goethe's nach Weimar ein, die auf Wunsch des Herzogs Karl August gegen Ende des Jahres 1775 erfolgte.

Er will ihr ein Tagebuch anlegen, und es folgen in der That in mehreren Briefen die Aufzeichnungen seiner damals allerdings noch einfachen und manchmal recht idyllischen Erlebnisse, und in dem Ganzen weht noch ein frischer, herzlicher Ton; aber bald werden die Briefe feltener, gemessener, kürzer.

Der letzte Brief dieses Jugendverhältnisses, er ist gewissermaßen der Ausklang desselben, datirt vom Jahre 1782; man merkt daraus schon einen gewissen Ueberdruß, der jugendliche Rauch ist verdampft, es erscheint nicht mehr das alle Schranken der Conuenienz überspringende „Du“.

So endete der letzte Brief vom 4. März 1782. Goethe hat dann, mit Ausnahme eines Antwortbriefes, nicht wieder an sie geschrieben, vielleicht auch nicht, wenigstens nicht innig an sie gedacht.

Diese beiden Briefe dürften als die reifsten Erzeugnisse jenes Verhältnisses nicht ohne Interesse zu lesen sein; sie mögen deshalb aus der Sammlung abgedruckt einen Platz hier finden; der Brief der Gräfin wird ohne Schaden etwas abgekürzt erscheinen.

Die Gräfin Bernstorff an Goethe.

Wurden Sie, wenn ich mich nicht nennete, die Bäte der Vorzeit, die Stimme, die Ihnen sonst willkommen war, wieder erkennen? nun ja ich bins — Auguste — die Schwester der so geliebten, so sehr beweineten, so vermissenen Bräuer Stollberg.

Ich reiche Ihnen freundschaftlich meine Hand. Ihr Andenken ist mir in mir erloschen, und meine Theilnahme für Sie immer lebendig geblieben.

Antwort Goethe's.

Dieser Brief ist, wie der Herausgeber bemerkt, von Goethe nur eigenhändig untergeschrieben.

Von der frühesten, im Herzen wohl getannem, mit Augen nie gesehenen theuren Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten, war mir höchst erfreulich-rührend; und doch saure ich unentschlossen was zu erwidern sein möchte.

gingint uns alsdann was uns bis jetzt abging uns angeächtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben.

Vorliegendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geschrieben, allein ich wagte nicht es wegzuschicken, denn mit einer ähnlichen Aeußerung hatte ich schon früher Ihren elden, wackeren Bruder wider Wissen und Willen verlegt.

Der Geniuß der Rosen und die Fee der Blumendüfte. Eine indische Sage.

Unter dem mit Wohlgerüchen erfüllten Himmel Indiens, wo Alles einem großen zauberhaften Blumengarten gleicht, lebte vor Zeiten eine mit allen Reizen der Jugend und Lu-muth ausgestattete Jungfrau, Elmfa.

Der Mensch hatte noch nicht alle Reiche der Natur erforscht, um ihre wunderbaren Geheimnisse sich dienstbar zu machen. Man beraubte noch nicht wie heute die Blumen ihres dufenden Lebensstoffes; die herrlichen Blumenkelche konnten noch bewohnt sein von den unsichtbaren lieblichen Geistern, welche von den indischen Dichtern in den schönsten Strophenformen besungen worden sind.

Das spielende Mädchen wendete sich nun auch nach dem Rosenstrauche zu, wo sich ihr himmlischer Liebhaber verborgen hielt.

„Sei Du von jetzt an die treue Begleiterin des Rosen-geniuß, die Fee der balsamischen Blumendüfte.“ Lupal, der glückliche Geniuß der Rosen, hatte seinen Herzenswunsch erlangt, seine Elmfa war nun eine himmlische Fee.

Ihres Erdenlebens, ihrer jugendlichen Gespielinnen und Schwestern erinnerte sich Elmfa noch immer in treuer Liebe, und dieselben durch Mittheilung der wunderbaren von ihr entdeckten Kräfte zu beglücken, war sie nun eifrig bemüht.

Eine Schachpartie Robespierre's.

In der Rue Saint-Honoré zu Paris befindet sich ein altes berühmtes Kaffeehaus, der hundertjährige Versammlungsort der Pariser Schachspieler.

Robespierre, auf dessen feineres Herz solche Schachspiele keinen Eindruck machen konnten, war einer der wenigen Gäste, die noch täglich kamen, um ihre Partie zu spielen.

Die neuen Seidenstoffe für die Herbst- und Winterfajson.

Es ist in der That eine kaum lösbare Aufgabe, die Schönheit und reiche Farbenpracht der neueren Seidenstoffe — welche den Feingewändern der Modedivinität selber entnommen zu sein scheinen — mit Worten zu schildern, und wir bescheiden uns deshalb, nur ein Verzeichniß der Namen und Arten von Seidenstoffen zu geben, welche in der gegenwärtigen und kommenden Saison als hantes nouveautés dominiren werden.

Die Füße der chinesischen Frauen.

Die menschliche Hand ist durch ihren wunderbaren Bau das vollkommenste Bewegungs- und Gefühlorgan. Wir erhalten durch sie alle unsere Bedürfnisse, mit ihr offenbaren wir, was unser Inneres bewegt, mit ihr bitten, mit ihr verzeihen wir, ja dem Blinden ersetzt sie das Auge.

fastanienbraunen Haar, großen schönen Augen in das Zimmer. Er durchmusterte dasselbe einen Augenblick, schritt dann schnell auf den Tisch, an welchem Robespierre saß, zu und nahm diesem gegenüber Platz.

„Sagen Sie lieber Bürgerin,“ war die Antwort. „Ich bin ein Weib, und zwar die Braut, jetzt wieder glückliche Braut des Grafen de R...“

Die Füße der chinesischen Frauen.

Die menschliche Hand ist durch ihren wunderbaren Bau das vollkommenste Bewegungs- und Gefühlorgan. Wir erhalten durch sie alle unsere Bedürfnisse, mit ihr offenbaren wir, was unser Inneres bewegt, mit ihr bitten, mit ihr verzeihen wir, ja dem Blinden ersetzt sie das Auge.

Es ist natürlich, daß durch dieses Mißverhältniß der Füße der Gang der chinesischen Frauen höchst schwerfällig und plump ist; man hat ihn sehr treffend mit dem Gewadel der Enten verglichen.

Der Gebrauch der Fußverstümmelungen ist nicht über ganz China verbreitet; in den südlichen Provinzen ist er allerdings eine unumgängliche Nothwendigkeit für die vornehmeren Classen, und hier findet man auch die kleinsten Füße und zwar hauptsächlich in den Provinzen Kuang-si und Kuang-tung.

Die neuen Seidenstoffe für die Herbst- und Winterfajson. Es ist in der That eine kaum lösbare Aufgabe, die Schönheit und reiche Farbenpracht der neueren Seidenstoffe — welche den Feingewändern der Modedivinität selber entnommen zu sein scheinen — mit Worten zu schildern, und wir bescheiden uns deshalb, nur ein Verzeichniß der Namen und Arten von Seidenstoffen zu geben, welche in der gegenwärtigen und kommenden Saison als hantes nouveautés dominiren werden.

Die Füße der chinesischen Frauen. Die menschliche Hand ist durch ihren wunderbaren Bau das vollkommenste Bewegungs- und Gefühlorgan. Wir erhalten durch sie alle unsere Bedürfnisse, mit ihr offenbaren wir, was unser Inneres bewegt, mit ihr bitten, mit ihr verzeihen wir, ja dem Blinden ersetzt sie das Auge.

Es ist natürlich, daß durch dieses Mißverhältniß der Füße der Gang der chinesischen Frauen höchst schwerfällig und plump ist; man hat ihn sehr treffend mit dem Gewadel der Enten verglichen.

Der Gebrauch der Fußverstümmelungen ist nicht über ganz China verbreitet; in den südlichen Provinzen ist er allerdings eine unumgängliche Nothwendigkeit für die vornehmeren Classen, und hier findet man auch die kleinsten Füße und zwar hauptsächlich in den Provinzen Kuang-si und Kuang-tung.

Die neuen Seidenstoffe für die Herbst- und Winterfajson. Es ist in der That eine kaum lösbare Aufgabe, die Schönheit und reiche Farbenpracht der neueren Seidenstoffe — welche den Feingewändern der Modedivinität selber entnommen zu sein scheinen — mit Worten zu schildern, und wir bescheiden uns deshalb, nur ein Verzeichniß der Namen und Arten von Seidenstoffen zu geben, welche in der gegenwärtigen und kommenden Saison als hantes nouveautés dominiren werden.

Die Füße der chinesischen Frauen. Die menschliche Hand ist durch ihren wunderbaren Bau das vollkommenste Bewegungs- und Gefühlorgan. Wir erhalten durch sie alle unsere Bedürfnisse, mit ihr offenbaren wir, was unser Inneres bewegt, mit ihr bitten, mit ihr verzeihen wir, ja dem Blinden ersetzt sie das Auge.

Es ist natürlich, daß durch dieses Mißverhältniß der Füße der Gang der chinesischen Frauen höchst schwerfällig und plump ist; man hat ihn sehr treffend mit dem Gewadel der Enten verglichen.

Der Gebrauch der Fußverstümmelungen ist nicht über ganz China verbreitet; in den südlichen Provinzen ist er allerdings eine unumgängliche Nothwendigkeit für die vornehmeren Classen, und hier findet man auch die kleinsten Füße und zwar hauptsächlich in den Provinzen Kuang-si und Kuang-tung.

Die neuen Seidenstoffe für die Herbst- und Winterfajson. Es ist in der That eine kaum lösbare Aufgabe, die Schönheit und reiche Farbenpracht der neueren Seidenstoffe — welche den Feingewändern der Modedivinität selber entnommen zu sein scheinen — mit Worten zu schildern, und wir bescheiden uns deshalb, nur ein Verzeichniß der Namen und Arten von Seidenstoffen zu geben, welche in der gegenwärtigen und kommenden Saison als hantes nouveautés dominiren werden.

# Barcarole für das Pianoforte.

Hugo Schwanher, Op. 14.

Allegretto.

dolce *p* *poco rit.* *a tempo* *dolce*  
*p* *poco rit.* *a tempo* *cre - scen - do* *mf*  
*cre - scen - do* *sp* *mf* *de - cre - scen - do* *p*  
*pp* *p* *poco rit.*  
*a tempo* *dolce* *p* *poco rit.* *a tempo* *dolce*  
*p* *cre - scen - do* *mf* *cre - scen - do*  
*mf* *cre - scen - do* *f* *pp* *mf*  
*pp* *mf* *p* *pp* *mf* *p*

len Lyoner Seidenfabricanten selbst in Augenschein zu nehmen; die auswärtigen Abnehmerinnen unseres Blattes können auf Wunsch von der genannten Modehandlung Proben eingelaßt erhalten.

Der vorherrschende Charakter in den Dessins der neueren Seidentoffe ist das Originelle, oft Bizarre in Bezug auf die Form, und ein äußerst brillanter Farbeffect. Die beliebtesten Arten der Dessins sind: das Genre rayé (mit feinen schmalen Streifen), camaieu (edige Figuren, Steine zc.), à boules (Kugeldessin), welches auch unter dem Namen: à la jardinière, nämlich in buntester Farbenzusammensetzung existirt; ferner das Genre rococo, das den ganzen Phantasie- und Bilderreichtum des französischen Hoflebens zur Zeit der Marquise Pompadour wiederpiegelt, und aus großen bunten Blumenbouquets, oder aus Thierfiguren, als: Hirschen, Ziegen, Gemsen, ja sogar aus pittoresken ländlichen Staffagen besteht. Die leichtgeflügelten Schmetterlinge, Bienen, Käfer und Libellen werden, getreu ihrer luftigen Natur, auch fernerhin nur die leichteren,

klaren Stoffe umschwärmen. Endlich haben wir noch das Genre broché und plumeux zu erwähnen; ersteres, namentlich für kleine Figuren beliebt, wird aus kleinen Sternen, Blättchen, Stäbchen, Krollchen u. s. w. gebildet; das Genre plumeux ist ein reizend grazioses, aus kleineren und größeren, über den Fond gestreuter Federn bestehendes Dessin.

Die gegenwärtig von der Mode vorzugsweise begünstigten Seidentoffe sind außer den gewöhnlichen Taffetas der Satin und Reps, daneben der Poul de soie und Moiré antique, sowie der Velours in schwarz und in leuchtenden hellen Salonfarben. Mit den einfacheren Stoffen, also den Taffetas beginnend, können wir als besonders modisch bezeichnen: die Taffetas rayé mit feinen, der Länge nach dicht nebeneinander liegenden, farbigen Streifen, und Taffetas cadrillé mit ebensolchen, jedoch sich überkreuzenden Streifen; ferner den Taffetas broché mit kleinen Mustern, vorzüglich beliebt in den Nuancen chair (zarte Fleischfarbe) und blondine (ein gelbliches graurosa); endlich den Taffetas imprimé chiné, buntfarbig, von sehr schönem Effect.

Im Poul de soie uni und Satin uni sind vorzüglich die Farben: bleu Mexique, bleu de Lyon, pervenche, violette (ein leuchtendes pensée), figaro (eine hellere Nuance von bleu Mexique), Gisèle (röthlich modifarben) und amandes (mandelfarben) in Aufnahme, welche beiden letztgenannten Farben die bis dahin so allgemein beliebten Nuancen cuir und havanna zu ersetzen bestimmt sind. Vorzüglich schön von Farben und Lustre ist der Satin tramé blanc mit stets weißer Rückseite; Satin rayé, ein glatter Poul de soie mit breiten Atlasstreifen; im Satin rayé broché sind die Atlasstreifen noch mit eingewirkten Figuren verziert; Satin damier besteht aus abwechselnd von Poul de soie und von Satin gebildeten Damenbrett-Carreaux, was einen sehr schönen Effect gibt. Ein ebenfalls nobler und neuer Stoff ist Brocattelle façonné mit dunklen Figuren auf hellem Atlasgrunde; demselben ähnlich im billigeren Genre sind Droguet façonné und Droguet lancé. Das neueste und gediegenste Fabricat dieses Genres jedoch ist der Satin cachemire uni, ein solides, kashmirartiges Atlasgewebe

von besonders elegantem Faltenwurf. Ferner haben wir als Novität hervorzuheben den Poul de soie à bandes mit breiten Streifen und Poul de soie satiné, broché, rayé, mit durchbrochenen Figuren. Dem Reys uni, welcher noch immer viel und gern getragen wird, sehr nahe verwandt, nur etwas feiner gerippt, ist der Gros de Suez und etwas ganz Neues hierin der Gros de Suez imprimé im Chiné-Geschmack; andere Abarten desselben Genres sind Gros des Indes und Gros de Londres, welche sowol einfarbig in uni als auch façonné existiren.

Während die damastartigen Stoffe von der Fülle des Neuen ziemlich in den Hintergrund gedrängt werden, ist der Moiré antique mehr als je en vogue und wird in allen modernen Farben, sowol in uni als auch in façonné und imprimé, zu großer Toilette namentlich auf fond blanc mit großen Rococo-Mustern oder im Genre à la jardinière getragen.

Als nobelster Stoff zu eleganten Gesellschaftsroben wird immer noch der Velours betrachtet und von den Damen der vornehmen Welt, ungeachtet seiner wenig praktischen Eigenschaften, gern und viel, sogar zum ganzen, vollständigen Anzuge, vom Hut bis zur Chauffüre, verwendet. Ein sehr schönes Genre ist der Velours Victoria, ein noch reicherer Stoff der Poul de soie rayé broché Velours, mit Streifen in ungehörtem Sammet durchwirkt, welche auf dem glatten Fond die reizendsten erhabenen Spitzendessins imitiren.

[937] v. M.

### Notizen.

**Seife zum Waschen aller farbigen Seidensstoffe.** In drei Viertel Quart Ochsenalle werden 32 Loth weiße Hausseife aufgelöst und so lange unter Umrühren erwärmt, bis eine ausgegossene Probe erstarrt. Hierauf werden der Mischung hinzugesetzt: 2 Loth Honig, 3 Loth Zucker, 1 1/2 Loth venetianischer Terpentin, 4 Loth Ammoniak, und Alles gut untereinander gemengt. Dann wird die Masse in Papierkapfeln von mäßiger Größe ausgegossen, und deren Inhalt zum Aufbewahren in Kugeln geformt.

**Seifenverbrauch in England.** Der durch seine bedeutenden Verdienste um die Chemie berühmte Professor v. Liebig stellt die Behauptung auf, daß der Kulturzustand eines Volkes nach seinem Seifenverbrauch bemessen werden könne. Hiernach würde England unter allen Nationen die erste Stufe der Bildung einnehmen. Nach einem Berichte der Regierung vom Jahre 1861 wurden in diesem Jahre in England über 2 Millionen Centner Seife verbraucht, so daß auf jeden Einwohner im genannten Jahre durchschnittlich 8 Pfund Seife kommen.

**Ein neuer fester Kitt.** Man quillt Leim in kaltem Wasser ein, erwärmt die Leimgallerte und setzt ihr unter Umrühren so viel frisch gelöschten Kalk hinzu, bis die noch warme Masse schwer flüssig geworden ist. Der noch warme Kitt wird dann auf die Bruchflächen aufgetragen; den über die Fugen hinausgehenden Leim wischt man mit einem nassen Lappen ab und läßt hierauf den gefitteten Gegenstand eine Zeit lang ruhig liegen. Bei der Festigkeit dieses Kittes werden die Gegenstände — sie mögen von Porzellan, Glas, Metall oder Steingut sein — eher an anderen, als an den gefitteten Stellen wieder brechen.

**Beseitigung des ranzigen Geruches der Fette.** Um den unangenehmen Geruch der ranzigen Oele und Fette zu vertreiben, vermische man dieselben mit verflüchtigtem Salpetergeiste und erhitze das Gemisch so lange, bis dasselbe zu dampfen anfängt; hierdurch verliert das Oel den unangenehmen Geruch und wird auch gleichzeitig wieder hell und klar. Der verflüchtete Salpetergeist ist besonders als ein Zusatzmittel zu Pomaden geeignet; 5 Tropfen mit 1 Loth der letzteren vermischt, bewirken, daß diese selbst nach längerer Zeit einen unangenehmen Fetiggeruch nicht annehmen.

**Aufbewahrung des Mehls.** Um die für die Haushaltungen notwendigen größeren oder kleineren Mehlvorräthe vor dem Stichig- oder Muffigwerden zu bewahren, wende man neben der Sorgfalt für gehörige Trockenheit folgendes bequeme und wohlfeile Mittel an. Man nehme frische Holzkohlen, die jedoch nicht mit Wasser, sondern durch Zudecken gelöst sein müssen, und umwickele eine Anzahl derselben mit lose gezipfter Baumwollenswatte, welche man mit einem Faden festbindet. Die so umwickelten Kohlen, die nun keinen Kohlenstaub von sich geben können, schlägt man dann sämmtlich in ein Stück gewaschenes und an der Sonne getrocknetes Baumwollenszeug, bindet dasselbe und legt es auf den Boden der Mehlbehälter oder irgendwohin in den Vorrath. Auf diese Weise wird nicht nur das Muffige, welches dem Mehl einen unangenehmen Geruch und Geschmack gibt, schon im Entstehen beseitigt, sondern es werden auch die verschiedenen zahlreichen Insekten fern gehalten, die durch einen leider nur zu häufigen übeln Zustand des Mehles angelockt werden. Es ist selbstverständlich, daß die Kohlen von Zeit zu Zeit durch frische ersetzt werden müssen.

**Der Blutegel als Wetteranzeiger.** Der Blutegel ist ein weit sicherer Wetteranzeiger als alle Barometer. Bei heiterem Wetter, wie im Winter bei Frost liegt er ruhig und aufgerollt auf dem Boden des Gefäßes oder schwimmt gleichmäßig mit ruhiger Bewegung durch das Wasser. Steht Regen bevor, so kriecht er an den Rand des Gefäßes und bleibt daselbst, bis das Wetter beständig geworden ist. Vor dem Eintritt eines Gewitters oder Sturmes wird er unruhig, erhebt sich von dem Boden des Gefäßes und macht in dem Wasser schwimmend rasche unregelmäßige Kreise, sich auf verschiedene Weise biegend. Bei Schneegestöber hält er sich, wie bei Regen, oben am Rande des Gefäßes auf. Zur Aufbewahrung eines solchen guten Wetterpropheten bediene man sich eines einfachen Glases, auf dessen Boden man etwas Flußsand streut. Man füllt das Glas bis zu 3/4 mit Wasser an und bindet es mit Leinwand zu. Das Wasser wird nicht erneuert, sondern nur der verdunstende Theil zuweilen ergänzt.

[931]

### Schach.

Es ist bisher vielfach die Ansicht geltend gewesen, daß das Schachspiel seiner Natur nach für die Frauen nicht geeignet sei. Man hat behauptet, es sei für sie zu schwierig, von vornherein den für ein gutes Spiel notwendigen Plan zu entwerfen, zu berechnen und fein zu manövriren; es fehle ihnen die dazu nöthige Ruhe, Geduld und Ausdauer. Diesen harten Beschuldigungen gegenüber müssen wir zur Beruhigung unserer Leserinnen hinzufügen, daß jene Behauptungen zwar ausgesprochen, aber nirgends begründet worden sind. Allerdings ist in gegenwärtiger Zeit das Schachspiel von den Frauen etwas vernachlässigt, während es früher zu den Lieblingsspielen derselben gehörte; es soll, besonders in der Reformationszeit, recht gute Schachspielerinnen gegeben haben.

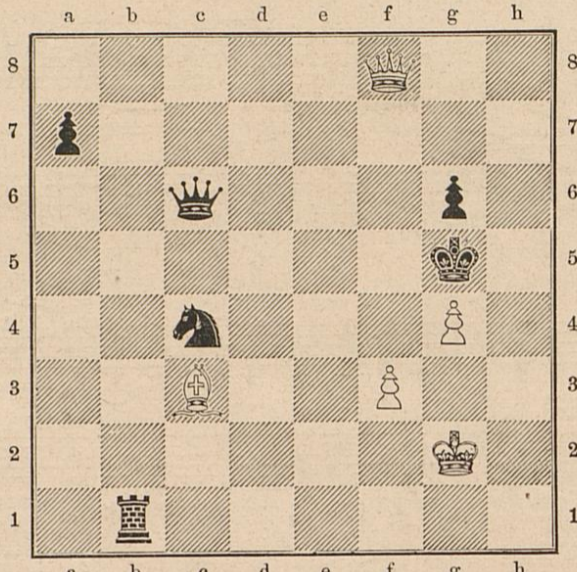
Freilich haben sie nicht diese staunenswerthe Fertigkeit erlangt, die bei den gegenwärtigen Zeit zu Zeit stattfindenden Schachturnieren einzelne Heroen des Schachspiels an den Tag legen, welche zehn und noch mehr Partien mit eben so viel verschiedenen Gegnern zugleich und noch dazu blind zu spielen im Stande sind. Aber soll man vor denjenigen Dingen gleichsam mit einer heiligen Scheu zurücktreten, in denen man es voraussichtlich nicht zur Meisterschaft bringen kann?

Mit Recht ist das Schach das edelste aller Spiele genannt worden, dasjenige, welches den Geist am meisten anregt. Warum sollen die Frauen dieses edle Spiel entbehren, warum sollen sie nicht eine gewisse Fertigkeit in demselben erlangen können, die es ihnen möglich macht, sich manche genussreiche Stunde zu bereiten?

Wir hoffen, daß unsere Leserinnen die neue Rubrik, die wir dem Schach widmen, willkommen heißen, sich mit Liebe demselben widmen und die angeführten Beschuldigungen Lügen strafen werden.

Wir beginnen mit einer Aufgabe, die uns von Frauenhand überreicht worden ist.

#### Aufgabe Nr. 1.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

### Rösselsprung.

Le.	Sei.	wes	Zü.	dem	gen	Dem	gen				
Men.	gen	ben	Mit	Heim.	se.	zu	ten,				
len,	Am	ner	das	schen	gleich,	gnü.	Gu.	Von	len,	be	Men.
un.	rer	Wie	hier.	be.	re	ten	in	ter.	rer	Wah.	Züh.
dort.	Zie.	wärm.	Brust	es	fät;	nicht,	theu.	soll.	Lie.	schen.	Sein
theu.	sicht.	hin,	Ob	ner	uns	uns.	Seh.	te	Da.	ses	ren,
nen	hin	ren	sten	ge.	ent.	Lie.	wir	Die	lich	flingt	lip.
ba.	aus	es	ew.	leuch.	Sei.	nen:	sel.	ne	woll.	Schö.	sü.
weht	schied.	tet	Näh.	Gott	gen	sproß.	be	schmers.	Gott	pe	tis
uns	sich	Doch	Drum	nach	Schein,	das	ent.	ber	thä.	Gott	nen!
ver.	tan.	al.	es	wun.	ein	gen.	uns				
lein;	ist	Und	te	ge.	stets	der.	hat				

### Rebus.



### Auflösung des Rebus Seite 316.

„Furcht macht Weine.“

### Auflösung der dreißigigen Charade Seite 316.

„Vogelfrei.“

### Aehrenlese.

Je mehr der Jüngling von den Sitten des Kindes bewahrt, desto besser, je mehr er sich im Voraus von den Sitten des Mannes annahmt, desto schlechter ist er.

In einer Seele voll Unmuth und Bedruss erstickt die dumpfe, schwere Luft alle geistigen Blüthen und den sittlichen Wuchs.

Zweideutigkeiten sind die Bildungsanfaßt leichtfertiger Sitten.

Von Natur besitzen wir keinen Fehler, der nicht zur Tugend, keine Tugend, die nicht zum Fehler werden könnte. Diese letzten gerade sind die bedeutlichsten.

Wenn man über sein eigenes Unglück lacht, so gibt dies durchaus nicht das Recht, auch über das Unglück Anderer zu lachen.

Ein natürlicher Fehler ist nur ein Fehler. Streben wir ihn zu verhehlen, so werden zwei daraus.

Ein guter Rath gleicht einem guten Samenkorne; es muß einen wohl vorbereiteten Geist, ein weises und verständiges Herz als Boden finden, wenn es keimen und gute Früchte tragen soll.

Gerade die Personen, welche in keinem Falle guten Rath annehmen, sind am meisten geneigt, Anderen ihren Rath aufzubringen.

Viele Frauen halten sich zu jung zum Wissen so lange, bis sie finden, daß sie zu alt seien zum Lernen.

Gerechtigkeit ist der Grundpfeiler der Sittlichkeit.

Wie die Menschen bauen und wohnen, so denken und leben sie.

Eine Nation, die durch Bildung auf den höchsten Gipfel der Nationalglückseligkeit gekommen ist, läuft Gefahr zu stürzen, weil sie nicht höher steigen kann.

Alle Pflichten, die die Natur dem Menschen vorschreibt, müssen das höchste Gut zum Ziele haben.

Die meisten Leidenschaften haben den Zauber, daß sie uns die Schwierigkeit verbergen, die ihrer Befriedigung im Wege stehen.

Alles Gute, sagt ein uralter griechischer Dichter, haben die Götter den Menschen zu Kauf gegeben, und Arbeit ist der Preis, den sie dafür fordern.

Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Vereichung ist das Wiederfinden eines veräußerten Eigenthums, Menschenhaß ein verlängertes Selbstmord, Egoismus die höchste Armut eines erschaffenen Wesens.

Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan, zu der wohlren Unsterblichkeit, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urheberers hinter ihr zurückbleiben sollte.

Verächtlich ist eine Frau, die Langeweile haben kann, wenn sie Kinder hat.

Wenn die Kinder anfangen zu reden, so weinen sie nicht mehr soviel. Dieser Fortschritt ist sehr natürlich, es tritt eine Sprache an die Stelle einer anderen. Haben sie aber jetzt fort zu weinen, dann liegt die Schuld an den Eltern, welche sie umgeben.

Einbildungskraft wird nur durch Kunst, besonders durch Poesie geregelt. Es ist nichts fürchterlicher als Einbildungskraft ohne Geschmack.

Wer ist ein unbrauchbarer Mann? Der nicht befehlen und auch nicht gehorchen kann. [932]

### Correspondenz.

**Hr. S. N. in D.** Für schlank, jugendliche Gestalten erweist sich der abschließende Paletot so klebsam und vortheilhaft, daß er voraussichtlich noch lange en vogue bleiben wird.  
**Hr. M. W. in A.** Schon in unserer nächsten Arbeitsnummer bringen wir ausführlichen Bericht über moderne Wintermäntel; Warrants werden für junge Damen nicht nur gestattet sein, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach mit besonderer Vorliebe getragen werden. — Die Eleganz einer Satteldecke (Saddeldecke) besteht in der größten Einfachheit; man wählt meistens feines Tuch mit einer aufgesteppten Einfassung von abwechselnder Farbe und führt in den Ecken je Krone und Namenszug entweder mit Plattstich oder auch mit Application aus.  
**Hr. F. W. D. in W.** Für Chauffüre jeder Art empfehlen wir Ihnen das Magazin von G. Manago, französische Straße Nr. 50.  
**Hr. v. D. in D. (Holland).** In Betreff des Häkelmusters bitten wir, sich deutlicher erklären zu wollen; die Präparation der Federn kann nur von Sachverständigen, also nur in einer Federfabrik, besorgt werden.  
**Hr. C. A. S. in B.** Der Schnitt eines Traganantels bleibt für jedes Jahreszeit derselbe, für den Winter führt man ihn jedoch von feinem Wollestoff (Kaschmir o. dergl.) mit Seidenfutter und entsprechender Wattung aus.  
**Hr. C. K. in B.** Wenn wir Ihnen auch keine bestimmte Zusage geben können, wollen wir Ihre Bitte doch auch nicht entschieden zurückweisen.  
**Hr. C. v. S. in M.** Zu Pelzmänteln wird noch immer besonders die Pelzform bevorzugt, als Stoff wählt man sowohl schweres Seidengewebe, als auch Sammet oder feines Tuch.

**Eine Abonnentin in B.** Die nächste Arbeitsnummer bringt auch Mäntel für Knaben verschiedenen Alters.  
**Hr. A. L. in B.** Ein Brautkleid von klarem Stoff arrangirt man so einfach als möglich, den Rock mit schmalen Volants oder Säumen, die Taille in Form einer hohen Bluse. — In diesem Fall gilt eine schwarze Weste mit weißen Halsbinde für distinguir.  
**Hr. K. in C.** Das Spielwerk schwerlich, den Ueberrock gewiß!  
**Eine Abonnentin in S.** In einer der nächsten Nummern.

**Eine Abonnentin in N.** Wenn Sie nicht gegen eines der zahlreichen Utensilien zum Rauchen wählen wollen, so würde vielleicht ein kleines Teppich oder eine Rehfell-Decke, einer, der beiden Herren in so hoher Gunst stehenden Fauleger oder auch ein eleganter Feldstuhl, eine Zeitungsmappe, ein Portefeuille o. dergl., Ihren Zweck entpreden.  
**Eine Abonnentin in B.** Um Kost- oder auch Tintenlecken aus der Wäsche zu entfernen, empfehlen wir Ihnen ein sehr altes, darum aber auch erprobtes und bewährtes Mittel. Man besprengt den Flecken mit Wasser, häßt die feuchte Stelle an ein mit kochendem Wasser gefülltes zinnernes Gefäß und reibt auf demselben den Flecken mit lauem Meesalz so lange ein, bis er verschwunden. Hierauf muß das Meesalz jedoch sofort mit Wasser und Seife herausgewaschen werden, weil es sonst dem Stoff Schaden würde. — Ihre übrigen Wünsche werden Sie nach und nach durch den Bazar erfüllt sehen.

Die nächste Nummer erscheint in vierzehn Tagen.

Da der Bazar vierteljährlich bekanntlich nur 12mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen zählt, so fällt in jedes Vierteljahr eine Woche in welcher keine Nummer ausgegeben wird.  
Die Expedition.